

Feindbilder: Hugo Chávez, Silvio Berlusconi, Peer Steinbrück

Nummer 13 – 26. März 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5,90 (inkl. MwSt.) – Euro 3,90

DIE WELTWOCHEN



Lob des Privatfernsehens

25 Jahre RTL: Warum die einstigen Schmuddelsender ein Segen sind.

Von Peter Keller

Kampftruppe «Tigris»

Von wegen harmlos: Ausländische Anti-Terror-Einheiten bildeten das Geheimkommando der Bundespolizei aus. *Von Daniel Ammann*

«Als Eiscreme-Verkäufer war ich am glücklichsten»

Ein Gespräch mit Nestlé-Präsident Peter Brabeck. *Von Carmen Gasser*



HP empfiehlt Windows Vista® Business.

DIE LEISTUNG STEIGT, DER PREIS BLEIBT.



In diesen turbulenten Zeiten muss Ihr Unternehmen gut in Form sein, um neue Kunden zu gewinnen und den Umsatz zu erhöhen. Mit dem HP Compaq 6730b Business Notebook PC können wir Ihnen auf dem Weg dorthin helfen. Ausgerüstet mit umfangreichen Sicherheitslösungen, um Ihre Daten zu schützen.

CHF 1599.— inkl. MwSt. / inkl. vRG
Artikel-Nr.: NB021ET | HP COMPAQ 6730b
BUSINESS NOTEBOOK PC

- Intel® Centrino® 2 Prozesstechnologie
– Intel® Core™ 2 Duo Prozessor P8700 (2,53 GHz)
- Original Windows Vista® Business
– mit Windows® XP Professional Recovery-Medien
- 250 GB Festplatte (5'400 rpm)
- 15.4" WSXGA+ (1'680 x 1'050) mit Webcam

CHF 199.— inkl. MwSt.
Artikel-Nr.: U4395E | HP CARE PACK

- Garantieverlängerung auf 3 Jahre Abhol- und
Bringservice (nur Notebook)

CHF 340.— inkl. MwSt.
Artikel-Nr.: RZ366A | MICROSOFT® OFFICE
SBE 2007 MLK

- Aktivierungslizenz für einen Office Ready PC

hp.com/ch/goldenoffers

THE
COMPUTER
IS
PERSONAL
AGAIN.



© 2009 Hewlett-Packard Development Company, L. P. Bei dem Preis handelt es sich um eine unverbindliche Preisempfehlung von HP inkl. MwSt. Bei Direkteinkauf bei Hewlett-Packard (Schweiz) GmbH gilt der angegebene Preis, solange der Vorrat reicht. Die tatsächlichen Produkte können von den abgebildeten abweichen. Irrtümer sowie Satz- und Druckfehler vorbehalten. Celeron, Celeron Inside, Centrino, Centrino Inside, Core Inside, Intel, Intel Logo, Intel Atom, Intel Atom Inside, Intel Core, Intel Inside, Intel Inside Logo, Intel Viiv, Intel vPro, Itanium, Itanium Inside, Pentium, Pentium Inside, Viiv Inside, vPro Inside, Xeon, und Xeon Inside sind Marken der Intel Corporation in den USA und anderen Ländern. Bestimmte Windows Vista Produktfunktionen erfordern sehr hochwertige oder zusätzliche Hardware. Weitere Details finden Sie unter www.microsoft.com/windowsvista/getready/hardwarereqs.aspx und www.microsoft.com/windowsvista/getready/capable.aspx. Mit Hilfe des Windows Vista Upgrade Advisor können Sie prüfen, welche Funktionen von Windows Vista auf Ihrem Computer ausgeführt werden können. Dieses Programm können Sie von folgender Internetseite herunterladen: www.windowsvista.com/upgradeadvisor. Microsoft und Windows Vista sind Marken oder eingetragene Marken der Microsoft Corporation in den USA und/oder weiteren Ländern.

Intern

Vor 25 Jahren begann die Revolution im Wohnzimmer: Das deutschsprachige Privatfernsehen startete seinen Siegeszug. Ebenso lange rümpfen Bildungsbürger und Volkspädagogen die Nase über RTL, Sat 1 und Pro Sieben,



Gute Gründe: Moderatorin Klum.

über Trash-Talk, «Big Brother» und «Dschungelcamp». Doch die Schmuddelsender von einst sind erwachsen geworden. Peter Keller würdigt das Geburtstagskind und liefert 25 gute Gründe für «die Privaten». **Seite 26**

Die zehn Münchner Weisswürste und zwei Gläser Händlmaier-Senf hatte er sich telefonisch ausgebeten. Filmstar Helmut Berger («Ludwig II.») wird gern beschenkt, denn die Zeit der Spitzengagen beim Film hat er hinter sich. Ein Interview stellt er sich so vor: «Du redest, und wenn mir was nicht passt, quatsch ich dazwischen.» *Weltwoche*-Mitarbeiter André Müller kam das entgegen, er fasst seine Zeitungsgespräche als heitere Dialoge auf. Nicht alles, was Berger «dazwischenquatschte», war druckreif. So verbreitete er sich etwa über seine Begabung, aus der Nasenform seines Gegenübers auf dessen Potenz zu schliessen. Unterwäsche trage er nur von Etro, sein Lieblingsduft sei «Hammam Bouquet» (das hat man schon bei MvH gelesen). «Riech mal!», befahl er und streckte dem Interviewer seinen immer noch schönen Hals entgegen. **Seite 48**

Nestlé-Präsident Peter Brabeck sitzt an seinem Schreibtisch und ist gut gelaunt, als er unsere Wirtschaftsredaktorin Carmen Gasser empfängt. Frei von der Leber weg beantwortet er alle Fragen, noch immer mit stark österrei-

chischem Akzent, trotz all den Jahren, die er nun schon in der Schweiz lebt. Auch über persönliche Themen redet er freimütig und erzählt über die Kinder, seine Rennen fahrende Frau, die Karriere und seine zwei besten



Grosse Fragen: Nestlé-Chef Brabeck.

Freunde, die beim Bergsteigen umgekommen sind. Ursprünglich wollte man die Wasserproblematik besprechen und den Biotreibstoff, den er für absoluten Irrsinn hält. Denn seit der 64-Jährige VR-Präsident ist, kann er sich mit den grossen politischen Fragen dieser Welt beschäftigen, sagt er. Man wird ein anderes Mal darüber sprechen. **Seite 38**

Zwei Meldungen in eigener Sache: Die *Weltwoche* weist gemäss Mach Basic 2009 neu 345 000 Leser und eine Reichweite von 8,1 Prozent aus. Im Befragungszeitraum hat die *Weltwoche* wie die meisten anderen Titel im Konkurrenzumfeld an Reichweite verloren. Dennoch konnte im gleichen Zeitraum die bezahlte Festaufgabe um 3 Prozent gesteigert werden. Das ist angesichts des schwierigen Marktes ein bemerkenswerter Erfolg. Wir bedanken uns herzlich bei unseren Abonnenten und Lesern für das Vertrauen.

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir uns von unserem langjährigen Literaturredaktor Julian Schütt, der mit einem Teilzeitpensum zur Zeitschrift *Du* wechselt und an einer Max-Frisch-Biografie arbeitet. Schütt wird weiterhin für die *Weltwoche* als Autor arbeiten. Auch Claire Hulla (Layout) und Philipp Anz (Produktion) wollten sich beruflich verändern und verlassen deshalb das Blatt. Wir bedanken uns bei den Kollegen für ihren grossen Einsatz und wünschen ihnen für die Zukunft alles Gute.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.) E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)
Layout: Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng
Internet: Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher, Anina Gross, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07 E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Was macht einen Athleten zum Champion? Höchstleistungen.

CO₂-
Emissionen ↓

Hochpräzisions-
einspritzung

Piezo-Injektor
0,14ms/i – 200 bar

schnell
präzise
sauber

Hervorragende
Verbrauchseffizienz

10-12% weniger
Treibstoffverbrauch

MAX → Mehr Fahrfreude
↑
OPT
↓
MIN

EfficientDynamics

Auto Start Stop Funktion

0,00 Geschwindigkeit
0,00 Treibstoffverbrauch
0,00 Emissionen

Bremsenergie-
Rückgewinnung

Energie von Ihrem Bremspedal

Gefälle

Bremsen
Intelligente
Energie-
Rückgewinnung

Die neue BMW 3er Reihe.

Das Geheimnis echter Champions liegt in ihrer Kraft, Ausdauer und Hingabe. Das gilt auch für die neue BMW 3er Reihe. Erleben Sie die Steigerung von Sportlichkeit, Eleganz und Fahrdynamik und lassen Sie sich von innovativen Technologien begeistern. Eine davon ist BMW Efficient Dynamics – für den sparsamsten Treibstoffverbrauch seiner Klasse bei noch mehr Fahrleistung. Gehen Sie mit einem echten Champion an den Start: Für das Gefühl höchster Fahrfreude.

BMW Service Plus auf allen Modellen.

Gratis-Service bis 100 000 km oder 10 Jahre, Garantie bis 100 000 km oder 3 Jahre.

Die neue
BMW 3er Reihe

www.bmw.ch



Freude am Fahren

Krieg

Die Europäische Union will den Steuerwettbewerb abschaffen. Wie müsste eine Gegenstrategie aussehen?

Von Roger Köppel

Die klassische Bedrohung durch zwischenstaatliche Kriege, die mehr oder weniger mit professionellem Militär geführt wurden, ist ein historisches Auslaufmodell, gerade in Europa» (Herfried Münkler). Der Satz sollte uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass Kriege weiterhin stattfinden, gerade dort, wo man sie für ausgestorben hält. In Europa tobt derzeit ein Wirtschaftskrieg gegen die Schweiz. Es geht darum, die Eidgenossenschaft zu zwingen, wesentliche Standortvorteile aufzugeben. Aus Gründen, die wir nicht näher diskutieren müssen, besteht seitens zahlreicher Hochsteuerländer ein Interesse, der Schweiz eine Ordnung aufzunötigen, die sie als Wettbewerbssteilnehmer schwächt. SPD-Chef Franz Müntefering brachte es auf den Punkt: Früher hätte man in ähnlichen Konflikten Soldaten geschickt, heute müssten andere Methoden gewählt werden. Es herrscht Krieg.

Es soll hier nicht um Polemik gehen. Die deutschen Politiker vertreten nur das Interesse der Staaten, denen sie ihren Lebensunterhalt verdanken. Die hasserfüllte Gegenpropaganda aus der Schweiz ist ein pures Ablenkungsmanöver. Wenn Politiker der CVP, der SP und aus Teilen der FDP heute gegen Steinbrück und Konsorten auf die Barrikaden steigen, dann bekämpfen sie die Folgen einer Politik, der sie selber zum Durchbruch verhalfen.

Es ist grotesk, wenn sich SP-Präsident Levrat bei den Berliner Genossen über den Stil beschwert. Levrats Partei fordert seit Jahren die Massnahmen, die jetzt aus Deutschland durchgedrückt werden. Die wankelmütige CVP, deren Nationalrat Thomas Müller, unsäglich, den deutschen Finanzminister mit einem Gestapo-Schergen gleichsetzte, will die Schweiz seit Jahren politisch anschlussfähig machen und dem EU-Regime unterwerfen. Die hysterischen Attacken sollen vom eigenen Versagen ablenken.

Das wahre Problem ist der Bundesrat. Die Landesregierung hat es versäumt, eine Strategie zu entwerfen. Man will nicht wahrhaben, dass ein Krieg stattfindet. Im Krieg muss man sich überlegen, wie man das Land schützt und den Feind überlistet. Kapitulation, einseitige Demutsgesten, die hektische Preisgabe von Territorium können am Ende, aber sicher nicht am Anfang stehen. Noch wis-



Irrtümer des Sozialismus.

sen wir nicht, wie sich die Ankündigungen des Bundesrats auswirken werden. Die Ansage, man wolle bei der Verfolgung von Steuerdelikten OECD-Standards vollumfänglich anwenden, lässt viele Deutungen und Anwendungen offen. Vielleicht hat der Bundesrat Glück in der eigenen Unfähigkeit, und die Sache versandet zwischen siebzig Einzelabkommen. Zum jetzigen Zeitpunkt steht fest: Der Bundesrat kippte einseitig den Rechtsgrundsatz der doppelten Strafbarkeit in Steuerfragen und gibt ungezählte Bankkunden der juristischen Verfolgung durch ausländische Behörden preis. Die Kapitulation erfolgte ohne Zusicherungen der Gegenseite. Unsere Regierung streckt die Waffen, wenn das Ausland mit imaginären schwarzen Listen droht.

Das Gezänk um Steuerhinterziehung und Steuerbetrug sollte den Blick auf die grosse Konfliktlinie nicht vernebeln. Die EU will den Steuerwettbewerb in Europa beseitigen. Seit Jahren arbeitet Brüssel an einer grenzübergreifenden Harmonisierung der Steuermodelle. Die Systemkonkurrenz soll ausgeschaltet, das wirksamste Instrument zur Kostenkontrolle des Staates zerstört werden.

Ohne Steuerwettbewerb haben die Leute keine Möglichkeit mehr, sich den wachsenden finanziellen Ansprüchen ihrer Heimatstaaten durch Auswanderung zu entziehen. Steinbrück fordert den automatischen Informationsaustausch und damit den für den Fiskus allzeit kontrollier- und verfügbaren «gläser-

nen Bürger». Deutschland und die EU wollen die Macht des Staates, Abgaben zu erheben und einzufordern, über die Landesgrenzen hinweg ausdehnen.

Wer sich dem Einheitssystem entzieht, wird kriminalisiert. Die Ironie ist spektakulär: Die untergegangene DDR versuchte, ihre Bürger einzumauern. Die EU zieht einen neuen Vorhang hoch, um die Gleichschaltung der Steuersysteme durchzusetzen. Die Methoden unterscheiden sich, die Ziele bleiben ähnlich. Zwanzig Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer wiederholt der Westen die Irrtümer des Sozialismus.

Schweizer Kommentatoren, darunter Bundesrat Couchepin, nehmen den Konflikt zum Anlass, den Schweizer EU-Beitritt wieder ins Gespräch zu bringen. Als Teil der Europäischen Union, argumentieren sie, hätte die Schweiz bessere Karten und erfreulichere Verhandlungsergebnisse erzielen können. Falsch. Bei einem Beitritt müsste die Schweiz ihre Rechtsordnung aufgeben und Regelungen übernehmen, gegen die sie sich jetzt zur Wehr setzt.

Die Euro-Turbos wollen die Unabhängigkeit der Schweiz opfern, um die Unabhängigkeit der Schweiz zu retten. Das kann nicht funktionieren. Bundesrat und Teile des Parlaments haben verlernt, sich international für schweizerische Interessen einzusetzen. Ihre Agenda war zu lange darauf ausgerichtet, dem Ausland nachzugeben und sich Wohlgefallen durch vorausseilende Zugeständnisse zu erkaufen. Es rächt sich jetzt, dass sich das Auswärtige Departement unter Bundesrätin Micheline Calmy-Rey fast ausschliesslich zur Wohltätigkeitsbehörde in der Dritten Welt entwickelte. Wir haben weder Beziehungen noch Diplomaten in Europa, die den Schweizer Standpunkt erklären und hart vertreten können. Die Flucht in die EU wäre keine Lösung. Sie verschärfte das Problem.

Ein Rechtsstaat muss sich ans Recht halten. Noch ist es nicht zu spät für eine Strategie. Der Bundesrat hat den OECD-Ländern klarzumachen, dass sich die Schweiz bisher an alle Abkommen gehalten hat. Wenn die Partner neue Verträge wünschen, sollen sie mit Vorschlägen kommen. In den Verhandlungen mit der EU ist jedes Zugeständnis der Schweiz mit der Forderung zu verknüpfen, dass Brüssel im Steuerstreit nachgibt.

Die Versuche der EU, in die Schweizer Steuerhoheit einzugreifen, sind abzuwehren. Finanzminister Merz muss sich von der irigen Vorstellung lösen, das Schweizer Steuersystem setze die Zustimmung anderer Länder voraus. Die Schweiz ist ein souveräner Rechtsstaat. So sollte sie sich verhalten. Es ist eine Tragik, dass die Schweiz eine Regierung hat, die gegen das Interesse ihres Landes handelt.

Leistung²

Atel und EOS schliessen sich zusammen. Mehr Energie. Für Ihr Unternehmen.

Alpiq. Ein neuer Schweizer Energiemarktführer, der Spitzenenergie erzeugt. Und durch seine leistungsfähigen Wasserkraftwerke in wenigen Momenten enorme Mengen an Energie zur Verfügung stellen kann. Wir bieten langfristige Energielösungen von der Produktion und Verteilung über den Handel und Vertrieb bis hin zu einer breiten Palette an Energieservices. Für erfolgreiche Unternehmen, Hersteller und Institutionen. Für eine Zukunft voller Energie – Leistung².

www.alpiq.com

ALPIQ



«Früher hab ich die Rolls-Royce gewechselt wie Unterhosen»: Schauspieler Berger. Seite 48

Interview

48 «Ich sah besser aus als Brad Pitt»

Der Schauspieler Helmut Berger über den «Strichburschen» Alain Delon, seine Selbstmordversuche und Arbeit als Therapie

Stil & Kultur

52 Der Erreger Vincent van Gogh

54 Namen Von Carine Roitfeld bis José Mourinho

55 MvH Im Hotel

56 Im Gespräch Ursula Knecht, Chefin der Zürcher Modelagentur Option

57 Luxus Retro in die Zukunft

58 Auto Porsche Carrera Cabrio (Bj. 1983–1989)

59 Zu Tisch Restaurant «Bänziger», Seon

59 Wein Montepulciano d’Abruzzo Zanna Riserva 2005

60 Bestseller

60 Posttraumatische Träumereien

Mit dem gefeierten Roman «Niederland» hat Joseph O’Neill den literarischen Jackpot geknackt

62 Jazz Frank Tortiller

62 Film «Che»

63 Pop Pet Shop Boys, Peter Doherty, White Lies

64 Doppelpass Folge 18

66 Hochzeit Burçak Tuna und Ufuk Karaca

Autoren in dieser Ausgabe

Tito Tettamanti



Der Tessiner hat sich in seinem Leben bereits als Anwalt, Immobilienhändler, Unternehmer und Finanzinvestor betätigt. In jüngster Zeit äussert sich der ehemalige *Weltwoche*-Besitzer gern und pointiert zu ökonomischen Fragen der Zeit. Sein Essay zum G20-Gipfel lesen Sie ab Seite 42.

Gerd Habermann



Der Wirtschaftsphilosoph ist Honorarprofessor an der Universität Potsdam und leitet seit 1993 das Unternehmerinstitut der Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer («Die Familienunternehmer»). Ab Seite 16 schreibt er über die Tücken des deutschen Steuersystems.

www.weltwoche.ch

Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diesen Monat:
– Kolumnen von Ulf Poschardt (Auto) und Mark van Huissingel
– «Conans Fernsehsessel»: David Schnapp testet einen Massagestuhl
– «Die Preise fallen»: Bettina Weber über Designermode in der Krise
– «Königin des Lichts»: Daniele Muscionico über Annie Leibovitz
www.weltwoche.ch/audio

Video: Podium «Die Zukunft der Schweizer Armee»

Bundesrat Ueli Maurer, Brigadier Daniel Lättsch, Buchautor Beni Gafner sowie die Chefredaktoren und Armee-Experten von NZZ, Tages-Anzeiger und Weltwoche: Sie alle diskutierten letzte Woche an einem gemeinsamen Podium die Zukunft der Schweizer Armee. Sehen Sie jetzt online unsere Videoaufzeichnung in voller Länge!
www.weltwoche.ch/armeepodium

Platin-Club

Spezialangebot: Expertenreise Kuba mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer. Jetzt buchen!
Produkt des Monats: 20% Rabatt auf das Netbook Acer Aspire One 150-BW. Fr. 460.– statt 579.–
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

Geniessen Sie Boteros «Bulle», ohne an Haussen und Baissen denken zu müssen.

© Fernando Botero, courtesy, Marlborough Gallery, New York



ZKB Private Banking ist die Kunst, Ihr Vermögen nach Ihren Zielen zu vergrössern – und dabei stets Ihre Erwartungen zu übertreffen. Mit exzellentem Know-how und höchstem Engagement ist Ihr persönlicher Banker in allen Belangen für Sie da. Willkommen an der Bahnhofstrasse 9 in Zürich und an ausgewählten Standorten im Wirtschaftsraum Zürich, Telefon +41 (0)44 292 24 00.

www.zkb.ch/privatebanking

Die nahe Bank



**Zürcher
Kantonalbank**

100**Jahre**
Vorsprung durch Technik

Das neue quattro-Gefühl. Jetzt im neuen Audi S4.

Ein weiterer Meilenstein in der Geschichte von 100 Jahren Audi: quattro® mit Sportdifferenzial bringt noch mehr Sicherheit auf die Strasse. Es verteilt die Antriebskraft gezielt und stufenlos variabel zwischen den Hinterrädern – so entsteht der unvergessliche Eindruck, als würde man regelrecht in die Kurve hineingedrückt: Das Auto folgt nahezu exakt dem Winkel der Vorderräder. Ab März 2009 optional im neuen Audi S4 – bei Ihrem Audi-Händler.

Audi S4 Avant 3.0 TFSI, 245 kW (333 PS), 2995 cm³. Normverbrauch Gesamt 9,9 l/100 km. CO₂-Emissionen: 225 g/km (204 g/km: Durchschnitt aller Neuwagen-Modelle). Energieeffizienz-Kategorie E.

Audi **Swiss Service Package+**

Reparatur 3 Jahre oder 100 000 km
Service 10 Jahre oder 100 000 km
Es gilt jeweils das zuerst erreichte



500 Jahre Missverständnis

Von Markus Somm – Deutsche und Deutschschweizer verstehen sich seit langem nicht mehr, auch wenn sie fast die gleiche Sprache sprechen. Der Zorn über Peer Steinbrück steht in einer guten Tradition.



Nashorn aus Bronze: Finanzminister Steinbrück in seinem Berliner Büro.

Peer Steinbrück, der deutsche Finanzminister, so berichtet der *Spiegel*, sammelt Nashörner. In seinem Büro in Berlin steht ein Gipsabdruck eines Tiers aus Bronze. Wie viele er bereits besitzt, bleibt offen. Vielleicht schnitzen die Brienzer Holzschnitzer ihm ja bald auch ein prächtiges Exemplar. Gemessen an den heftigen Reaktionen, die der Minister derzeit in der Schweiz auslöst, ist zu erwarten, dass es ein besonders hässliches Tier wird. Selten hat ein deutscher Politiker die schweizerische Öffentlichkeit dermassen irritiert. Bismarck hat uns oft geärgert, sicher auch Kaiser Wilhelm II., immer Hitler. Seither blieb es eher ruhig. Zwar hat Steinbrück die Schweizer bloss indirekt mit Indianern verglichen, die sich vor der Kavallerie fürchten, doch das originelle Bild, das genau jene Anschaulichkeit auszeichnet, die die Schweizer sonst so schätzen, traf. Sofort identifizierten sich die hiesigen Politiker und Journalisten mit der aussterbenden roten Rasse, missmutig trottete man ins Reservat. Woran liegt es, dass die Schweizer dermassen in Rage gerieten?

«Fast hysterisch» sei es, «was da stattfindet», klagte ein entnervter Finanzminister, als er am Montag vom Schweizer Fernsehen in Berlin mit Fragen überfallen wurde. Von «absurden Reaktionen» sprach er und «Missverständnissen», bevor er den Reporter mit seinen Augen

zur Seite schob, was verriet, dass selbst Nashorn Steinbrück über eine dünne Haut verfügt. Die Gegenschläge aus der Schweiz waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Preussische Zärtlichkeit

Zu den Ursachen der helvetischen Verstimmung gehört ein altes kulturelles Missverständnis zwischen Schweizern, Süddeutschen und Norddeutschen. Während im Süden des deutschen Sprachraums der herzliche, warme Umgang überwiegt, der nichts mit Zuneigung zu tun hat, sondern mit Konvention, bevorzugen die Preussen im Norden und ihre zugewandten Orte (Steinbrück kommt aus Hamburg) die direkte Ansage und den Charme der Kaserne. Wir alle sind Rekruten.

Friedrich August von Hayek, der grosse Ökonom, war überzeugt, dass dieser Unterschied damit zu tun hat, welche Bedeutung der Marktwirtschaft bzw. dem Staat in einer Region zukommt. In den Niederlanden, Amerika und der Schweiz – Ländern, wo die Bürger das Sagen hatten, nicht Monarchen und ihre Beamten, aber auch in Süddeutschland, wo lange die Handelsstädte vorherrschten, befehligen sich die Menschen eines zivilen Umgangs, weil der Markt dominiert. Jeder ist ein potenzieller Kunde, jede Begegnung birgt eine mögliche Geschäftsbeziehung. Es lohnt sich, nett zu

sein. In Preussen dagegen, früher einer der wirksamsten Staaten des Kontinents, wo die Hierarchie galt, traf der Bürger in der Öffentlichkeit entweder auf einen Vorgesetzten oder einen Untergebenen. Freundlichkeiten auszutauschen, machte keinen Sinn, sondern der bellende Ton oder das prompte «Jawohl».

Eine anregende Theorie, die viel für sich hat, auch wenn gerade Hamburg, die alte Hansestadt, sie nicht zu bestätigen scheint. Steinbrück müsste merkantiler, also kundennäher veranlagt sein. Vielleicht verdankt er seine Schnoddrigkeit der Familie Delbrück, aus der er auch stammt, einer alten preussischen Beamtendynastie. Ein Delbrück leitete das Reichskanzleramt von Bismarck.

Erleichtertes Schimpfen

Zweitens regen sich die Schweizer auf, weil sie sich schon lange genug über ihren schwachen Bundesrat geärgert haben, der das Bankgeheimnis für ein Butterbrot verkauft hatte. Steinbrück ist ein frisches Thema, nachdem Merz, der eigene glücklose Finanzminister, von links bis rechts für unfähig erklärt worden ist. Man schlug den Sack in Berlin und meinte den Esel in Bern. Der gleiche Mechanismus erlaubte es den Schweizern endlich, mit gutem Gewissen über einen Deutschen zu schimpfen. Es war eine Art Befreiung. Politische Korrektheit und Eigennutz hatten sie seit Jahren davon abgehalten, offen über die 240 000 Deutschen im Land herzuziehen. Der Verstand sagt den Schweizern, dass der Zuzug aus dem Norden nur Gutes bringt, der Bauch rebelliert. «Ich bekomme ein Brötchen!» Die vermeintliche Grobheit der Leute aus dem ehemaligen Preussen vertragen die Schweizer schlecht. Es ist auch eine Frage der Zahl.

Schliesslich – und das ist der legitime Kern der Abwehr – steht Steinbrück für eine Tradition, die die Schweizer seit je verabscheuten. Fast wie eine Karikatur verkörpert er den autoritären Steuerstaat, der den Bürger plagt. Gegen die Obrigkeit, gegen den Adel und die Fürsten, die ungefragt Steuern erheben wollten, schlossen sich die Schweizer einst zusammen. Im Schwabenkrieg (1499) trennte sich die Eidgenossenschaft faktisch vom Deutschen Reich, nicht aus kulturellen Gründen, sondern aus politischen. Die Schweizer standen für die Freiheit der Bürger, ihre Steuern selbst festzusetzen und abzuliefern. Im Süddeutschen lautete der Schlachtruf der Bauern, die sich gegen ihre Fürsten wandten: «Wir wollen Schweizer werden!» Und die schlimmsten Schilderungen über die Eidgenossen stammen von deutschen Adligen, die sich über die ungehorsamen Kuhschweizer entrüsten. Auch sie drohten mit der Peitsche. Steinbrücks sind uns in der Schweiz seit gut 500 Jahren bestens vertraut.

Mehr zum Thema: Seite 16, 22

Die «Tiger» tarnen sich jetzt als «Tigerli»

Von Daniel Ammann — Die Bundeskriminalpolizei täuschte die kantonalen Polizeikommandanten über den wahren Zweck ihrer «Einsatzgruppe Tigris». Ausländische Anti-Terror-Spezialisten bildeten den Kampftrupp des Bundes aus.

Die Parlamentarier wussten nichts davon, die kantonalen Polizeidirektoren wussten nichts davon, mehrere kantonale Polizeikommandanten wussten nichts davon. Geheim aber soll die geheime «Einsatzgruppe Tigris» der Bundeskriminalpolizei trotzdem nicht gewesen sein, sagte alt Bundesrat Christoph Blocher Anfang Woche der Schweizerischen Depeschagentur. Und: Es handle sich «auf keinen Fall um eine Bundessicherheitspolizei».

Justizminister Blocher wusste von den «Tigern» und liess sie weiterlaufen – trotz seiner «Skepsis», wie er sagte («Ich hätte sie kaum bewilligt»). Gegründet worden war die «EG Tigris» zwar 2003 noch unter der Ägide von Ruth Metzler. Doch neu ausgerichtet, ausgebaut und bewaffnet wurde sie unter Blocher (2004–2007). Ihren 2,9 Millionen Franken teuren Stützpunkt in den Militäranlagen Worblaufen bezogen die Kampfpolizisten schliesslich unter der aktuellen Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Nachdem sie sich erst ahnungslos gegeben hatte, sagte sie am Sonntag, es brauche eine solche Truppe. Die Bundesrätinnen und Bundesräte haben allen Grund, die Aufregung um die so umstrittene Bundeskampftruppe herunterzuspielen. Schliesslich waren beziehungsweise sind sie politisch dafür verantwortlich, was in ihren Ämtern passiert.

Und die Aufregung ist gross, seit die *Weltwoche* letzte Woche die Elite-Einheit aus der Dunkelkammer Bundeskriminalpolizei ans Licht brachte. Der grüne Nationalrat Daniel Vischer verlangt in einer Motion vom Bundesrat, «die kriminalpolizeiliche Kampftruppe unverzüglich aufzulösen». Sie verfüge, sagt er, «weder über eine gesetzliche Grundlage noch über eine politische Legitimation». Sein Parteikollege Josef Lang will wissen, wie sich der Aufbau einer solchen Sondereinheit mit der kantonalen Polizeihöheit vertrage. Der Aargauer Sozialdemokrat Max Chopard verlangt Auskunft über die Einsatzdoktrin der «Tiger».

Aktiv wird auch die Geschäftsprüfungskommission (GPK), also die parlamentarische Aufsichtsinanz der Regierung. Es stelle sich die Frage, sagte die fürs Justizdepartement zuständige Genfer SP-Nationalrätin Maria Roth-Bernasconi, ob der Aufbau der Tigris unter Umgehung des Parlaments rechtens gewesen sei: «Wir wollen wissen, ob diese Einheit opportun ist, ob sie effizient arbeitet und warum nicht offen informiert wurde.» Gegenüber der *Weltwoche* betont Roth-Bernasconi, dass die GPK nichts von der Einsatzgruppe gewusst



Auf die Schulter tätowiert: «Tigris»-Logo.

haben. Sie widerspricht damit alt Bundesrat Blocher, der sagte, die parlamentarische Delegation hätte «auf jeden Fall» davon gewusst.

Wichtig zu wissen: Erst vor kurzem inspierte die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates die Bundeskriminalpolizei zum letzten Mal. Am 25. November besuchte eine Delegation der parlamentarischen Aufsicht das Amt. Allein, die «Tiger» blieben ihr verborgen. Die Existenz der Einsatzgruppe Tigris wurde der Aufsichtskommission verschwiegen. Roth-Bernasconi passt das gar nicht. «Das müssten wir wissen», sagt die Nationalrätin. Sie findet, dass die Bundeskriminalpolizei (BKP) eine «Bringschuld» hat, wenn sie eine derart heikle Truppe aufbaut: «Sie muss das Parlament aktiv darüber informieren.»

«Nur zur Selbstverteidigung»

Genau das wollte die BKP-Führung unter Kurt Blöchlinger offensichtlich nicht. Auch die kantonalen Polizeidirektoren wurden nicht aktiv über die Kampftruppe des Bundes informiert. Fragt man das Bundesamt für Polizei, wieso denn nicht, heisst es: «Wir haben unsere Informationspflicht gegenüber unseren kantonalen Partnern wahrgenommen, indem wir die Einsatzgruppe anlässlich der Konferenz der kantonalen Polizeikommandanten im September 2005 [...] präsentiert haben. Es ist unserer Meinung nach Sache der Polizeikommandanten, ihre Vorgesetzten, namentlich die Polizeidirektoren, anschliessend ins Bild zu setzen.»

Über was aber wurde in jenem September 2005 eigentlich genau informiert? Am Mittwoch, dem 14. September 2005, trafen sich die Polizeikommandanten der Kantone zu ihrer

96. Jahreskonferenz. Tagungsort war ein Fünf-Sterne-Luxushotel in Genf, das «Intercontinental». Sie diskutierten, wie gross die Risiken islamistischer Umtriebe in der Schweiz wirklich seien. Die Kommandanten redeten darüber, ob die Kantone davon betroffen sind, dass das Parlament den Ausbau der Bundeskriminalpolizei stoppte.

Nach dem Jahresbericht des Präsidenten schliesslich kam Traktandum 10 zur Sprache: «Tigris – die Einsatzgruppe der Bundeskriminalpolizei». BKP-Chef Kurt Blöchlinger informierte die kantonalen Polizeikommandanten über ein neu geschaffenes «Kommissariat». Diese Einsatzgruppe, sagte er, sei zuständig für «allgemeine Vorermittlungen», «erste Massnahmen» und «Zielfahndungen». Ein Teilnehmer der Konferenz verstand darunter, was man als Polizist unter ersten Massnahmen versteht: Bei einem neuen Fall wird abgeklärt, in welche Kompetenz er fällt. Ist es Bundessache oder ist ein Kanton dafür zuständig? Zielfahnder suchen ausgeschriebene Straftäter. Klassische kriminalpolizeiliche Aufgaben. Blöchlinger betonte denn auch, bei der Einsatzgruppe handle es sich um ein «kriminalpolizeiliches Element».

Dann legte Blöchlinger eine Folie auf, welche die Kommandanten beruhigen sollte, die allenfalls befürchteten, die Einsatzgruppe des Bundes könnte die kantonale Polizeihöheit verletzen: «Die Einsatzgruppe Tigris ist keine Interventionseinheit analog der Kantone», stand auf dieser Folie unmissverständlich. Als Interventionseinheit versteht man gemeinhin eine Spezialeinheit, die bei besonders gefährlichen oder gewalttätigen Straftätern zum Einsatz kommt, bei bewaffneten Geiselnahmen etwa oder bei Terroristen.

Der Aargauer Polizeikommandant fragte anschliessend noch, ob die Mitarbeiter der Tigris nur in Zivil aufträten oder ob sie auch polizeiliche Aufschriften und Abzeichen trügen. Blöchlinger antwortete, die Beamten der Tigris hätten Gilets mit der Aufschrift Polizei, die sie überziehen können, um während eines Einsatzes erkennbar zu sein. Der Schaffhauser Kommandant wollte wissen, wie die EG Tigris den Gebrauch von Schusswaffen handhabe. Die Schusswaffen, sagte Blöchlinger, seien «nur zur Selbstverteidigung». Die Kosten der Bundestruppe waren kein Thema.

Ein Polizeikommandant eines grösseren Kantons, der dabei war, kriegte den Eindruck, bei der Tigris handle es sich bloss um eine Grup-



Maschinenpistolen und Rammböcke: Einsatz einer Polizei-Sondereinheit.

pe von speziell ausgebildeten Kriminalpolizisten, die sich auch um Verhaftungen kümmern und im Auftrag des Bundes ausgeschriebene Straftäter aufspüren. Eine solche «niederschwellige Gruppe», wie er sagt, schien ihm sinnvoll und zweckmässig. Das mag der Grund sein, dass die Kommandanten die Information über Tigris nicht an ihre politischen Vorgesetzten, die Polizeidirektoren der Kantone, weitergaben: Sie war nicht wichtig, da «keine Interventionseinheit analog der Kantone».

«Stage» bei der GSG 9

Blöchliger führte, man kann es nicht anders sagen, die Kommandanten hinters Licht. Ein Eingeweihter spricht von «Täuschung»: Die Einsatzgruppe Tigris ist nämlich nichts anderes als «eine Interventionseinheit analog der Kantone». Ein Beteiligter schilderte sie uns als «Hardcore-Interventionseinheit», ein anderer als «reines Interventionsinstrument». Davon zeugen auch die Ausrüstung, die Ausbildung und die Infrastruktur der «Tiger». So verfügt die Tigris über alles Material, das eine gutausgerüstete Anti-Terror-Einheit braucht. Von Maschinenpistolen und Rammböcken über Blendgranaten und Knallpetarden bis zu Flinten und Kevlar-Helmen. So haben die «Tiger» eine klassische Grenadierausbildung, wie sie

für Interventionseinheiten üblich ist. So bildeten sogar ausländische Anti-Terror-Spezialisten die Schweizer Bundespolizisten aus – zum Beispiel in Nahkampf, Taktik und Schiessen. «Tiger» besuchten nach Informationen der *Weltwoche* Lehrgänge unter anderem bei der legendären GSG 9 der deutschen Bundespolizei und beim «Einsatzkommando Cobra» des österreichischen Innenministeriums. Das Bundesamt für Polizei bestätigte, dass «Angehörige der Einsatzgruppe zur Weiterbildung Stages bei ausländischen Partnern» absolvierten. Das Amt weigerte sich aber zu sagen, wo diese «Stages» stattfanden. Schliesslich ist auch die Infrastruktur auf eine Interventionseinheit gemünzt, mit einer interaktiven Schiessanlage und einem Spezialraum, um die Stürmung von Wohnungen einzuüben.

Das alles zeigt klar, wohin die Reise gehen sollte. Es ist wenig glaubwürdig, die «Tiger» nun als harmlose «Tigerli» zu tarnen. Das weiss auch die BKP-Führung – allen öffentlichen Verlautbarungen zum Trotz – selber am besten. Tigris-Chef Michael Jaus stellte erst vor kurzem stolz fest, seine Einsatzgruppe sei jetzt die beste Sondereinheit der Schweiz. Seine Männer, die laut «10 vor 10» des Schweizer Fernsehens das «Tiger»-Logo auf die Schulter tätowiert haben, hörten die Worte ihres Chefs mit Stolz.

Die engen Freunde Blöchliger und Jaus hatten bis letzte Woche ehrgeizige Pläne für die Einsatzgruppe Tigris. Sie wollten sie von den heute vierzehn auf mehrere Dutzend Elitepolizisten ausbauen. Sie wollten einen 24-Stunden-Pikettdienst einrichten. Sie wollten, dass sämtliche Verhaftungen der Bundespolizei nur durch die Tigris erfolgen sollten. Sie wollten den Bundessicherheitsdienst, der für den Personen- und Gebäudeschutz zuständig ist, an die Einsatzgruppe anbinden. Nationalrat Josef Lang hat wohl recht, wenn er vermutet, dass die Tigris in Richtung eines «Sicherheitsdetachements light» ging. Ruth Metzler scheiterte 2002 mit ihrer Idee einer solchen Bundespolizeitruppe. Im Jahr darauf segnete sie die Bildung der Einsatzgruppe Tigris ab.

Die ehrgeizigen Pläne der «Sheriffs», wie Blöchliger und Jaus intern genannt werden, dürften erledigt sein. Das Parlament wird jetzt, endlich, die Einsatzgruppe beobachten und begleiten. Die wichtigsten Fragen sind gestellt: Ist sie nötig, nützlich und wirksam? Sind die 2,7 Millionen Franken, die sie uns jedes Jahr kostet, gerechtfertigt? Gibt es eine gesetzliche Grundlage für sie? Verletzt sie die Polizeihöhe der Kantone? Und vor allem: Wurde sie, weil sich niemand um sie kümmerte, hinter dem Rücken der Politik ausgebaut? ○

Krokodil gegen Haifisch

Von Peter Hartmann — Mit dem Zusammenschluss der italienischen Rechten hat Silvio Berlusconi seine Machtbasis gefestigt. Im TV-Geschäft bricht Rupert Murdoch mit Sky Italia erstmals die Monopolherrschaft des Cavaliere.



Sein Erfolg ist der Triumph des Fernsehspektakels: Berlusconi mit Schönheitskönigin.

«Fini hat die Flamme gelöscht», beschrieb die Zeitung *La Repubblica* die Selbstaflösung der Alleanza Nazionale. Die doppelte Flamme als Symbol der Rechtspartei, deren Führer Gianfranco Fini in den neunziger Jahren die Wurzeln zum Faschismus des Duce Benito Mussolini gekappt hatte. Silvio Berlusconi, Übervater der neuen Rechten, war zu Hause in Arcore geblieben und sah sich Finis Rede am Fernsehen an – bei der Konkurrenz, auf Sky. Seine historische Stunde schlägt am kommenden Wochenende, wenn die AN endgültig mit der Forza-Italia-Bewegung Berlusconis zum Popolo della Libertà (Volk der Freiheit) fusioniert.

Die Lega Nord bleibt als selbständiger Bündnispartner im Regierungslager. Mit der neuen Partei schafft sich der Premierminister eine stabile Machtbasis von rund vierzig Prozent, während der Partito Democratico nach der Wahlniederlage im Mai 2008 noch immer

einer schweren Zerreißprobe ausgeliefert ist und deshalb kaum von der wirtschaftlichen Krisenstimmung profitieren kann. Kein gestandener Linker, sondern ein ehemaliger Christdemokrat, der farblose fünfzigjährige Jurist Dario Franceschini, soll die Mitte-links-Opposition im Juni in die Europa- und Kommunalwahlen führen.

Stopp den Miesmachern

Berlusconi hat die Krise des rekordverschuldeten Landes länger als jeder andere europäische Regierungschef beiseitegelächelt («Kein Italiener wird zu Schaden kommen») und noch am 6. März die Parole ausgegeben: «Stopp den Miesmachern. Die Lage ist schwerwiegend, aber nicht tragisch.» Als erfolgreicher Baulöwe, der einst in der Agglomeration Mailand ganze Satellitenstädte aus dem Boden stampfte, setzt er auf die Formel Beton, auf «strate-

gische Infrastrukturprojekte» im Umfang von 17,8 Milliarden Euro, neue Autobahnen, Hochgeschwindigkeitsverbindungen der verlotterten Staatseisenbahn, allein 6,1 Milliarden für die Brücke über die Meerenge von Messina, eine wiedererweckte Planungsleiche.

Zum eigentlichen Antriebsmotor auf dem privaten Sektor soll Berlusconis schlaues Regierungsdekret werden, das den Ausbau von Häusern und Wohnungen fördert. Mehr als 80 Prozent der Menschen auf dem Stiefel leben in den eigenen vier Wänden, oft Familien mit Kindern und Kindeskindern (im «Hotel Mamma»), und der Raum ist knapp. Es wird notorisch schwarz gebaut. Im ganzen Land überwachen lediglich 511 staatliche Architekten die Einhaltung der Vorschriften, auf jeden entfallen mehr als 2000 Baugesuche pro Jahr. Die Liberalisierung sieht vor, dass die Wohnfläche um 20 Prozent erweitert werden

kann, bei Abbruch und Neubau eines Hauses sogar um 35 Prozent. Die Einsprachefrist gegen ein Projekt wird von bisher drei Monaten auf 30 Tage verkürzt. Faktisch bedeutet das: Was bisher nur widerrechtlich möglich war, durch Korruption oder Schlampigkeit der überforderten Behörden, wird legalisiert.

Ungeahnte Schwächen

Das Irritierende an Berlusconi in den Zeiten der Krise ist, dass er das Land unangefochten im Griff hat wie nie zuvor, dass er aber auf seinen ureigenen Kernkompetenzgebieten ungeahnte Schwächen zeigt: im Fernsehgeschäft und im Fussball.

Im Januar empfing Sonnenkönig Silvio, 72, im Palazzo Grazioli, seiner römischen Privatresidenz, einen Seelenverwandten namens Rosario Tindaro Fiorello, 48, der mit ihm gemeinsam hat, dass er die Leute amüsieren kann. Fiorello war in seiner Jugend Alleinunterhalter in Touristendörfern, Berlusconi sang und klimperte auf Kreuzfahrtschiffen. Nicht der Besucher bat den Mächtigen um einen Gefallen, sondern der Herr über die Bildschirme, der Berlusconi auch ist, stellte dem Entertainer die Gewissensfrage: «Läufst du zum Feind über?»

Berlusconi wäre niemand ohne seine Fernsehsender, sein Erfolg ist der Triumph des Fernsehspektakels, ja, er selber ist das Spektakel. So charakterisiert ihn der Dichter Mario Vargas Llosa, der als Lateinamerikaner das geschärfte Auge hat für diesen modernen Marketing-Caudillo. Berlusconi misst seine Popularität an Spontanumfragen und Einschaltquoten. Er verfügt über seine eigenen drei Sender und kontrolliert als politischer Padrone die drei staatlichen Rai-Kanäle. Er ist ständig bildschirmpräsent als Dauerwahlkämpfer und sucht Bestätigung wie ein Bühnentier.

Fiorello ist Italiens Fernsehmagier und Publikummagnet, ein singender, geschichten-erzählender Showman, charmant, schlagfertig, unangestrengt komisch und, unglaublich atypisch für das Metier, fabelhaft uneitel; eine Art Wiedergänger von Marcello Mastroianni im TV-Zeitalter. Manchmal verschwindet er

Stärker als der Hass verbindet die einstigen Freunde und Partner heute der Neid.

eine Saison lang vom Bildschirm und macht nur noch Radio, und die Leute folgen dem Ratenfänger und hören Radio. Es ist denkbar, dass Berlusconi, wenn seine Gesichtschirurgen das könnten, so modelliert werden möchte wie Fiorello.

Fiorello, das beunruhigte Berlusconi, hatte ein Angebot von Sky Italia, und er nahm es an. Am 2. April erscheint Fiorello abendfüllend auf Sky Uno, dem neuen Unterhaltungskanal auf der Pay-TV-Plattform des australisch-ame-

rikanischen Medien-Tycoons Rupert Murdoch. Das ist eine Sensation, ein Erbeben in der festgefahrenen Fernsehlandschaft. Nun hat Italien doch den Schaukampf, der in der Politik nicht stattfindet: Das «Krokodil» (wie ihn Nanni Moretti in seinem Film nannte) Berlusconi gegen den «Hai» Murdoch. Einst waren sie Freunde und Partner, dann Feinde, aber noch stärker als der Hass verbindet sie der gegenseitige Neid, sagt ein Manager, der für beide gearbeitet hat.

Murdoch rollte bis dahin mit Spartensendern, hauptsächlich Fussball und Spielfilmen, aber auch mit ungefilterten Nachrichtensendungen den italienischen Markt auf. Sky Italia begann 2003 mit etwas mehr als einer Million Abonnenten und ist mittlerweile bei 5 Millionen angelangt, die Zuschauerzahlen kletterten von 1,8 auf 9 Millionen. Der Umsatz erreichte letztes Jahr 2,5 Milliarden Euro, und Experten sagen voraus, dass Sky in diesem Jahr Rai und Mediaset, die beide knapp 3 Milliarden fakturieren, überholt und zur Nummer eins wird.

Verwirrende Rauchzeichen

Denn jetzt startet der Haifischzahn den Grossangriff auf die Generalistensender, indem er ihre Lieblinge wie Fiorello, den Quizmaster Panariello, die schöne Moderatorin Iliaria D'Amico und sogar den 85-jährigen Altmeister Mike Buongiorno, den Erfinder des «Glücksrads», abwirbt und sie vor seine Bezahlprogramme spannt. Berlusconi reagiert mit der Politikerkeule: Er erhöhte den Mehrwertsteuersatz für Abo-Fernsehen von zehn auf zwanzig Prozent, und er erwägt, Werbung in Bezahlkanälen zu verbieten. Er, der als Rebell populär wurde, ergreift Zwangsmassnahmen gegen die Konkurrenz.

Verwirrende Rauchzeichen sendet auch der Fussball-Häuptling Berlusconi aus: Sein Klub AC Milan, dessen jährliche Defizite von bis zu 100 Millionen Euro er mit links begleicht, erreichte nicht einmal die Champions League und dümpelt in der Serie A schon weit abgeschlagen auf Platz drei. Es heisst, seine Tochter Marina, die Präsidentin der Familienholding Fininvest, habe dem Vater die Sparschraube angezogen. Berlusconi scheint unschlüssig. Die Mannschaft ist hoffnungslos überaltert, der Kapitän Maldini bereits vierzig, manchmal sind alle elf Spieler auf dem Platz über dreissig. Die Showtruppe mit drei ausgelaugten Weltfussballern – Ronaldinho, Schewtschenko, Kaká – und dem Saisonarbeiter Beckham bedarf einer Rundumerneuerung. Berlusconi war bereit, zwecks Bargeldbeschaffung den Brasilianer Kaká für 70 Millionen Euro an Manchester City zu verkaufen, und der City-Besitzer Scheich Mansur Bin Zayed al Nayhan, der schon fünf Prozent an Mediaset hält, anerbote sich, für vierzig Prozent des Aktienkapitals an Milan 500 Millionen Euro hinzublättern. ○



VICTORINOX
SWISS ARMY



CHRONO CLASSIC XLS MT
MultiTasking Fähigkeiten • Ref. 241300

Inspiziert von der Einzigartigkeit
des Original Swiss Army Knife

www.victorinoxswissarmy.com

Die andere Seite

Von Gerd Habermann — Seit Monaten geisselt der deutsche Finanzminister angebliche Mängel im Steuersystem der Schweiz – Absurditäten im eigenen Land blendet er aus.

Es lässt sich wahrscheinlich kaum mit der Existenz eines Gemeinwesens vereinbaren, wenn jeder Bürger seine Steuerleistung nach Gutdünken festlegt. Es müssen in einem Rechtsstaat einheitliche Steuergrundsätze für alle gelten. Wer das Geschuldete nicht zahlt, bleibt dieses schuldig und macht sich damit auch vor dem Gesetz schuldig. Dies ist die eine Seite: der Standpunkt des Rechtspositivismus: Gesetz ist Gesetz, Befehl ist Befehl, wenn die geltenden Spielregeln eingehalten wurden. Aber diese Ansicht macht die Bürger wehrlos gegen ungerechte Gesetze.

Die andere Seite, ist eben die Frage, was der Staat von seinen Bürgern legitimerweise an Steueropfern fordern darf? Sie stellt sich insbesondere in Deutschland, dessen Finanzminister seit Monaten Attacken gegen das Schweizer Steuerwesen reitet, mit rhetorischen Entgleisungen die Schweizer brüskiert und einen diplomatischen Streit provoziert hat.

Legale Selbstbereicherung

Wo also liegen die Grenzen legitimen staatlichen Zugriffs auf das Eigentum oder Einkommen der Bürger? Schliesslich gilt auch für den Egoismus demokratischer Kollektive: Du sollst nicht stehlen. Augustinus schrieb einmal an einer bekannten Stelle seines «De civitate dei»: Staaten ohne Gerechtigkeit seien nicht besser als grosse Räuberbanden. Auch «besserverdienende» Minderheiten haben ein Anrecht darauf, dass die Politik sie nicht geradezu beraubt, solange sie selber nicht gestohlen und geraubt haben. Es gibt schliesslich ausserdem ein natürliches «Recht auf den Ertrag der eigenen Arbeit», das ursprünglich, gestützt auf die Arbeitswertlehre, sogar von den Sozialisten behauptet wurde. Ein Staat, der diese Grenze überschreitet, der willkürlich, z. B. nach objektiv nicht bestimmbar Progressionsgrundsätzen mit konfiskatorischen Spitzensätzen besteuert, handelt nicht viel besser als die genannte Räubervereinigung.

Derzeit weigert sich in Deutschland der Fiskus, der dazu mehrfach Gelegenheit hatte, sogar, Grenzen seines legalen Zugriffs anzuerkennen. Der mutige Vorstoss des früheren Verfassungsrichters Kirchhof (1995), einen «Halbteilungsgrundsatz» grundgesetzlich zu verankern, also den Anspruch jedes Bürgers



Zugriff des Molochs: Post-Chef Klaus Zumwinkel (Mitte) nach Razzia.

auf mindestens 50 Prozent seines Einkommens verbindlich zu machen, wurde von späteren Verfassungsrichtern nicht weiterverfolgt. So bleibt bis heute faktisch nur die sogenannte «Erdrosselungsgrenze»: Kurz vor dem Exitus des Steuerpflichtigen soll haltgemacht werden.

Das Steuerrecht greift überdies häufig willkürlich zu und verletzt damit massiv die Grundsätze der Rechtsgleichheit: benachteiligt dort, privilegiert hier, häufig als Ergebnis von Interessentendruck. Man denke an die vielen Finanzhilfen und die diversen Ausnahmen vom Steuerrecht. Es lässt sich in unserer Steuergesetzgebung eigentlich nur ein Grundsatz erkennen: Der Erfolgreiche wird durch Progression bestraft, der Nichterfolgreiche durch Subventionen belohnt.

Ein durchschnittlich verdienender Single muss gegenwärtig in Deutschland (bei genauer Rechnung, einschliesslich indirekter Steuern und gewisser Zwangsgebühren) manchmal zwei Drittel seines Einkommens an den Staat abgeben (!), und ein berufstätiges Ehepaar mit Kindern ist, nach Berechnung des Bundes der Steuerzahler, kaum besser dran. Zudem bestreiten 10 Prozent der am besten verdienenden Steuerpflichtigen 55 Prozent des Aufkommens der Einkommensteuer. Gleichzeitig zahlen die unteren 50 Prozent auf der Einkommensskala bloss 5 Prozent, die untersten 20 Prozent praktisch nichts (haben aber trotzdem das gleiche Wahlrecht).

Der Steuerzahler-Gedenktag liegt jetzt bei Mitte Juli. Bis dahin arbeitet der Durchschnittsbürger nur für Steuern und Abgaben. Während die einen mehr und mehr für den Fiskus arbeiten, leben die anderen auf Staatskosten: Dies sollen inzwischen 60 Prozent der

Wahlberechtigten ganz oder teilweise tun. Sogar die politischen Parteien leben inzwischen teilweise auf Kosten der Bürger: Nur mit Mühe konnte das Bundesverfassungsgericht dieser legalen Selbstbereicherung einige Schranken setzen. Wir erinnern uns noch an den Spendenskandal der deutschen Parteien vor einigen Jahren!

Die Steuerwissenschaft ist inzwischen zu einer Geheimwissenschaft geworden, die nur noch einige eingeweihte Steuerpriester (vielleicht) vollständig übersehen. Die Steuer-Literatur ist umfassend, und der Stand der steuerberatenden Berufe bildet eine wachsende Branche. Auch stimmt es nicht froh, wenn man erfährt, wie die Politik mit den von Bürgern angeeigneten Mitteln umgeht: Nach ernstzunehmenden Schätzungen werden über 30 Milliarden Euro jährlich von der öffentlichen Hand verschwendet. Der verdienstvolle Bund der Steuerzahler dokumentiert dies jährlich in seinem «Schwarzbuch».

Bis Mitte Juli arbeitet der deutsche Durchschnittsbürger nur für Steuern und Abgaben.

Das Vorgehen mancher Steuerfahnder – der plötzliche Überfall – ist schon mit dem der Gestapo verglichen worden. Das Bankgeheimnis, in Deutschland nie auf sicheren Beinen, ist heute gänzlich durchlöchert. So können die Steuerbehörden ohne viel Mühe tief in das Privatleben der Bürger Einsicht nehmen. Und obwohl der Fiskus so viel einnimmt wie nie zuvor, die öffentlichen Etats immer neue Höhen erreichen (bei gleichzeitig wachsender Verschuldung!), wird der am Ende aussichtslose



Totalitärer Fiskus: Kanzlerin Merkel, Finanzminister Steinbrück.

Kampf um einen höheren Steuerertrag immer heftiger.

Erosion des Anstands

Selbst souveräne Staaten wie die Schweiz, Österreich oder Luxemburg geraten in das drohende Visier skrupelloser Finanzminister der Hochsteuerländer. Diese Staaten sollen keinen Vorteil mehr davon haben, dass sie ihre Bürger durch geringere Steuersätze pfleglicher behandeln und mehr Achtung vor der

Zur Steuermoral gehören die Achtung von Eigentum, Freiheit, Arbeitsleistung und Privatleben.

Privatsphäre haben. Die Tendenz der «teuren» europäischen Grossstaaten geht dahin, den Steuerwettbewerb (durch verbindliche Mindeststeuern) auszutrocknen und die ausländischen Banken zu Beihilfestellen eigener nationaler Polizei- und Gerichtsbehörden zu machen.

Wie muss all dies auf den Bürger in einem Hochsteuerland wirken? Er wird sich, in seinen legitimen Ansprüchen auf Einkommen und Eigentum verletzt, willkürlich behandelt und um den Erfolg seiner Arbeit betrogen fühlen. Er wird ganz natürlicherweise sich von irgendeinem Punkt an dem Zugriff dieses Molochs zu entziehen suchen: sei es durch Schwarzarbeit, dieses Steuerparadies des kleinen Mannes mit in Deutschland derzeit etwa 340 Milliarden Euro Volumen (oder etwa 15 Prozent des Bruttosozialprodukts), sei es durch Nichtarbeit und Freizeitgenuss, sei es durch geschickte Steuervermeidung oder den täglichen kleinen oder grossen Steuerbetrug,

sei es – langfristig besonders wirksam – durch Abwanderung. Auch auf den unteren Einkommensstufen finden Hinterziehung, Erosion von Anstand und Bürgersinn, Trittbrettfahren und «Abzocken im kleinen Stil» in vielen Spielarten statt.

So zersetzt der Staat mit seinem Steuersystem die Steuermoral seiner Bürger, stützt dabei auf die utopische Ansicht der demokratischen Identitätslehre ab: «Wir sind der Staat.» Ja, er gelangt schliesslich dahin, selbst zu kriminellen Mitteln zu greifen, indem er, wie ja jüngst geschehen, über seinen Geheimdienst gestohlenen Gut kaufen lässt (normalerweise Hehlerei genannt), um so an verdächtige Steuerdaten zu gelangen.

Die Bürger werden sich unter diesen Umständen so verhalten, wie sie es überall taten und tun werden, wo der Fiskus totalitär wurde: Auswanderung, Untergrund und Abtauchen ins «Reich der Schatten» oder auch Resignation, Aufbrauchen des Kapitalstocks. Wenn der Staat die Steuermoral seiner Bürger verbessern will, muss er die Moral seines Steuersystems verbessern, und dazu gehört zunächst die Achtung vor Eigentum, Freiheit, Arbeitsleistung und Privatleben seiner Bürger; denn der legitime Staat ist nicht Selbstzweck, sondern lediglich Handlanger im Interesse der Freiheit seiner Bürger. Wenn die Regierung ihr Land zu einer «Steuerwüste» macht, steht der bedauernswerten Nation der Weg zur Verarmung und zum Abstieg unmittelbar bevor.

Exklusiv für Weltwoche-Leser: Die Zusammenfassung von Paul Kirchhofs «Der sanfte Verlust der Freiheit. Für ein neues Steuerrecht – klar, verständlich, gerecht». Kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche

Bundeshaus

Die Überläufer

Von Urs Paul Engeler — Im Trend: vom Journalisten zum Staatspropagandisten.

Mittlerweile müssen die Apéros, mit denen Bundeshausjournalisten sich von ihren Kollegen und von ihrem Metier verabschieden, im Monatstakt abgehalten werden. In langer Kolonne marschieren die Medienleute, die sich so distanziert und kritisch geben, zu den Stäben der Departemente, Bundesämter oder Parteien. Man ging und geht, innert Jahresfrist, zum Chef der Armee (Christoph Brunner, *Aargauer Zeitung*), zum Bundesamt für Sozialversicherung (Rolf Camenzind, Radio DRS) oder zu jenem für Gesundheit (Gaby Szöllösy, *Tages-Anzeiger*), zu Hans-Rudolf Merz (Roland Meier, *Handelszeitung*), zu Micheline Calmy-Rey (Erik Reumann, *La Liberté*), zu Moritz Leuenberger (Patrik Wülser, Radio DRS), zu Doris Leuthard (Annetta Bundi, *Tages-Anzeiger*) oder sonst wem, der lockt. Ähnliche Bewegungen sind auch in den Kantonen und Städten zu registrieren. Über Nacht verwandeln mittelmässig entlohnte Beobachter und Kontrolleure sich in besser bezahlte Staatsakteure, Kommunikatoren, Sprachregler, Verwedler, Beeinflusser, Propagandisten, Gehilfen der Macht.

Das sind durchaus legitime Berufe. Auch für das Streben nach Sicherheit durch Steuergeld ist viel Verständnis aufzubringen. Und an Studienabgängern, die nur darauf warten, die Lücken in den Redaktionsbeständen zu stopfen, herrscht wahrlich kein Mangel. Jede(r) ist mindestens vollwertig ersetzbar.

Den Medien erwächst kein Nachwuchs-, sondern ein Glaubwürdigkeitsproblem. Verkommt der Beruf zum Warteraum für Überläufer, rutscht nicht nur die Branche in eine gefährliche Lage. Lauern Journalisten, in ihrer grossen Zahl rasch bereit, ihre Stellung zu verlassen, auf fette Angebote von der Gegenseite, dann entwerfen sie erstens ihre bisherige Arbeit. Die Einbindung in den Dunstkreis eines Bundesrats oder Staatssekretärs ist ja nichts anderes als das Honorar für eine verständnisvolle bis anschmiegsame Schreibe, der Beweis für den Mangel an Kritik. Löst sich die Grenze zwischen den Medien und den Personen und Institutionen der Obrigkeit, die argwöhnisch begleitet werden müssten, derart auf, dann wird zweitens der gesamte Berufsstand beschädigt. Eine Ansammlung von (potenziellen) Deserturen verdient keinen Respekt.

Ändern oder gar verbieten kann man nichts. Doch das Publikum, dies ist der dritte und wichtigste Punkt, muss wissen, dass es bald nur noch die Vorstufe des Bundesblatts liest, hört und sieht.

Mythos Nr. 14

CASH IST KÖNIG.

Falsch. Bei Inflation und Währungsturbulenzen kann «Cash» auch zu «Trash» werden. In solchen Momenten bieten Investitionen in Realwerte Schutz. Mit dem Wegelin Realportfolio verwalten wir für Sie realwertorientierte Anlagen mit dem Ziel, auch einen eventuellen Wertverlust von Cash zu überstehen.

Zu diesem Thema und anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Retournieren Sie diese Karte oder kontaktieren Sie uns unter Telefon 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH



IHR ZENTRUM FÜR VENENCHIRURGIE

FÜR GESUNDE UND SCHÖNE BEINE



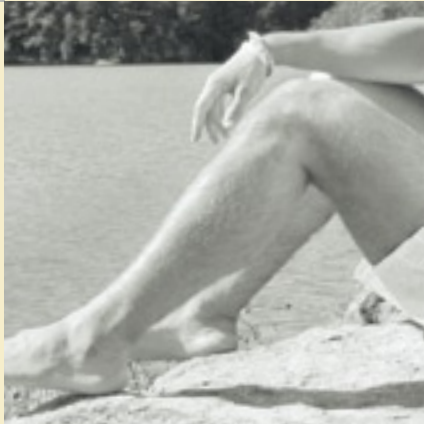
KRAMPFADERN



HAUTVERÄNDERUNGEN



BESENREISER



GESCHWOLLENE
BEINE



Krampfadern können weit mehr als nur ein ästhetisches Problem sein. Sie sind vor allem ein klares Anzeichen dafür, dass die Venenwände dem Blutdruck nicht mehr richtig standhalten können. Ursache dafür ist hauptsächlich eine vererbte Venenschwäche. Im Durchschnitt ist jede zweite Person davon betroffen. Aber auch der Lebensstil ist entscheidend. Informieren Sie sich jetzt bei einem unserer Spezialisten über die genauen Hintergründe und Behandlungsmöglichkeiten. Unsere Fachkompetenz ist vielseitig und langjährig. Seit 1993 behandeln wir pro Jahr weit über 700 Personen mit Beinleiden. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf oder besuchen Sie uns auf unserer Website www.pyramide.ch.



KLINIK PYRAMIDE Δ SPITZE AM SEE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 15 15, FAX +41 (0)44 381 26 26, WWW.PYRAMIDE.CH, INFO@PYRAMIDE.CH

Flugjahre für Regulierer

Von Kurt Schiltknecht — Die Finanzmarktaufsicht will mit mehr Paragrafen und Personal Risiken minimieren. Die Risikoanalyse einer Bank ist aber Sache von Management und Verwaltungsrat.



Keine überzeugenden Beweise: Finma-Chef Haltiner.

In Rezessionen hat der Ruf nach staatlichem Eingreifen Tradition. Politiker aller Schattierungen signalisieren ihre Bereitschaft zu mehr Staatsausgaben und Regulierungen. Regierungen und Bürokraten nutzen solche Gelegenheiten, um ihre Macht und den staatlichen Einflussbereich auszuweiten. Die Schweiz macht in dieser Beziehung keine Ausnahme. So werden zurzeit mehr Infrastrukturausgaben und eine Verbesserung der Sozialleistungen gefordert.

Vor dem Hintergrund der Bankenkrise ist der Forderungskatalog mit einem Ausbau der Finanzmarktaufsicht ergänzt worden. Die schweizerische Aufsichtsbehörde Finma hat die Gunst der Stunde zu nutzen versucht und höhere Löhne für die Führungsriege und zusätzliches Personal gefordert. Die Finma, die heute bereits mehr als 300 Personen beschäftigt, suggeriert, dass die systemischen Risiken, die sich aus der Grösse des Finanzsektors für die schweizerische Volkswirtschaft ergeben, nur mit mehr und hochbezahltem Personal im Griff gehalten werden können. Für diese Behauptung gibt es keine überzeugenden Beweise. Selbst die mit Personal im Überfluss dotierten amerikanischen, englischen oder deutschen Aufsichtsbehörden haben die Finanzmarktkrise weder vorausgesehen noch verhindern können. Die Krise erfasste die Ban-

ken unabhängig davon, ob sie in einem Land mit einer grossen oder kleinen Aufsichtsbehörde domiziliert waren. Als krasser Fehlschlag haben sich auch die von den führenden Aufsichtsgremien unter dem Namen «Basel 2» entwickelten Eigenkapitalvorschriften herausgestellt. Von diesen hatten sich die Aufsichtsbehörden mehr Stabilität im Bankensektor versprochen.

Geht man in der Geschichte etwas zurück, so kommt man nicht um die Feststellung herum, dass es für die Entwicklung des schweizerischen Finanzplatzes kein Nachteil war, dass die Bankenaufsicht während vieler Jahre sich in ihrer Arbeit praktisch nur auf die Berichte der Revisionsgesellschaften abstützte und sich auf die Einhaltung eines reichlich dotierten Eigenkapitals beschränkte. Nicht zuletzt unter dem Druck des Auslands begann die schweizerische Bankenkommission von ihrer erfolgreichen Politik abzurücken und die Banken mit einem immer dichteren Netz von kostspieligen Regulierungen zu überziehen. Die Frage ist offen, ob die angestrebten Ziele erreicht werden konnten. Sicher ist nur, dass der administrative Aufwand und die Kosten für die Banken immer grösser werden.

Die Misserfolge der jüngsten Zeit sollten die Aufsichtsbehörden veranlassen, über ihre Aktivitäten nachzudenken. Vor allem sollten

sie überlegen, ob weniger nicht mehr wäre. Die Vorstellung, dass mit immer mehr Regulierungen und einer internationalen Harmonisierung der Vorschriften die Finanzmärkte stabiler würden, mag nur diejenigen zu überzeugen, die glauben, dass die Aufsichtsgremien die Risiken bei Banken und auf den Finanzmärkten besser beurteilen können als die Marktteilnehmer. Wirkungsvoller als zusätzliche Regulierungen wäre die Beschränkung auf einige wenige Vorschriften, beispielsweise auf die Forderung nach relativ hohen Eigenmitteln. Zu viele Vorschriften behindern die Banken in ihrer Entwicklung. Zudem werden die Banken die Vorschriften zu umgehen versuchen. Wie kreativ Banken sein können, haben die Reaktionen auf die Einführung von «Basel 2» gezeigt. Damals begannen zahlreiche Banken ihre Bilanz mit den «risikolosen» Hypothekenspapieren aufzublähen.

Wenn die Aufsichtsbehörden mit vielen Vorschriften und Kontrollen den Eindruck erwecken, die Risiken bei den Banken seien unter Kontrolle, kann dies gefährlich werden. Denn Verwaltungsräte und Aktionäre könnten in der Folge ihre Kontrollfunktion vernachlässigen. Die Risikoanalyse einer Bank ist nicht Aufgabe der Aufsichtsbehörden. Diese Aufgabe gehört zu den Pflichten des Verwaltungsrates und des Managements. Bereits in der aktuellen Finanzmarktkrise waren zahlreiche Verwaltungsräte der irrigen Meinung, dass die Erfüllung der bankgesetzlichen Vorschriften Gewähr biete, dass keine übermässigen Risiken in der Bankbilanz vorhanden seien.

Börse für strukturierte Produkte

Statt eine Kontrollbürokratie aufzubauen, sollte sich die Finma über andere Problemkreise Gedanken machen. Im Vordergrund steht die Frage, wie die Grossbanken auf eine Grösse redimensioniert werden können, die eine Risikobeurteilung durch die Verwaltungsräte erlaubt. Diese Aufgabe würde durch die Schaffung einer Börse für strukturierte Produkte erleichtert. Erfahrungsgemäss enthalten die Kurse eines Finanzproduktes viel Information über dessen Risiko. Die Tatsache, dass bis vor kurzem viele strukturierte Produkte nur mit mathematischen Modellen bewertet wurden und keinen Marktwert aufwiesen, hat das Erkennen der Bankenkrise verzögert. Vordringlich wäre auch die Abschaffung von Vorschriften, die zur Lösung von Finanzmarktproblemen nichts beitragen, dafür die kleineren Banken ungebührlich belasten und sie im Wettbewerb benachteiligen. Aussagekräftige Informationen und Wettbewerb würden mehr zur Stabilität des Finanzmarktes beitragen als eine Überwachungsbürokratie und kostspielige Regulierungen. Es ist allerdings zu befürchten, dass unter dem Schock der Bankenkrise der falsche Weg beschritten wird. ○

Mörgeli

Indianer und Rothäute

Von Christoph Mörgeli

Der Startschuss war ein Peitschenknall. Am 21. Oktober 2008 liess Peer Steinbrück seinem inneren Stiefelreiter die Zügel. Mit Blick auf die Schweiz schnarrte der deutsche Finanzminister: «Wir müssen nicht nur das Zuckerbrot benutzen, sondern auch die Peitsche.» So weit Sozialdemokrat Steinbrück.

Bundesrat Moritz Leuenberger nahm die Steinbrück-Rhetorik auf – und zeigte Verständnis. Wenn unser Land sich durch das Zuckerbrot der Grossbanken steuern lasse, müssen «wir uns nicht wundern, wenn andernorts nach der Peitsche gegen unsere Politik gerufen wird». So weit der Schweizer Sozialdemokrat Leuenberger.

Am 5. November 2008 stimmten die Schweizer Sozialdemokraten das Hohelied auf Barack Obama an. Mit «Hoffnung und Zuversicht» gratulierte die SP dem neuen Präsidenten «zum grossen Wahlsieg». In den USA heissen die Sozialdemokraten Demokraten. Kaum im Amt, knöpfte sich Obamas Administration die Schweizer Grossbank UBS vor. Ultimativ verlangten die Amerikaner die Herausgabe von Kundendaten und damit den Bruch mit unserem Rechtsstaat. Die Schweizer Sozialdemokraten applaudierten ihren amerikanischen Genossen und forderten gleich den «totalen Rückzug aus dem Bankgeheimnis».

Nach Konfetti und Karneval treffen sich Deutschlands Parteien jeweils zum politischen Aschermittwoch. Dort geiferte der SPD-Chef Franz Müntefering über die bösen «Steuer-oasen» und liess seinen inneren Wehrmachts-offizier marschieren: «Zu früheren Zeiten hätte man da Soldaten hingeschickt.» So weit der deutsche Sozialdemokrat Müntefering.

Statt Soldaten sollte wenigstens die OECD marschieren. Mit der «schwarzen Liste» als Druckmittel. Am 20. Februar – zwei Tage nachdem die Schweiz gegenüber den amerikanischen Erpressungen einbrach – lobte Aussenministerin Calmy-Rey in einem offiziellen Schreiben die «wichtige Arbeit» der OECD. In einem dieser «wichtigen» Arbeitspapiere prangerte die OECD unser «übertriebenes Bankgeheimnis» an. So weit die Haltung der Schweizer Sozialdemokratin Calmy-Rey.

Inzwischen höhnte der deutsche Sozialdemokrat Steinbrück, manchmal reiche es aus, mit der Kavallerie zu drohen. «Die Indianer müssen nur wissen, dass es sie gibt.» Das Problem ist nicht die Kavallerie. Aber dass die Schweizer Rothäute mit den ausländischen Rothäuten zusammenspannen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Reif für die Pension

Von Peter Bodenmann — Orientierungslos taumelt der Bundesrat durch die Krise. Höchste Zeit für einen Personalwechsel in Bern.



Späte EU-Begeisterung: Luxemburgs Premier Juncker.

Trusts sind rechtlich komplizierte Konstruktionen. Der Eigentümer eines Vermögens verschwindet in einer Nebelbank. Mit Trusts lassen sich deshalb massiv und sicher Steuern hinterziehen. So auf den als Inseln getarnten Steueroasen Grossbritanniens. Warum stand Grossbritannien nicht auf der Liste der OECD? Genauso wenig wie der US-Staat Delaware?

Als die OECD neben der Schweiz auch Luxemburg und Österreich auf die schwarze Liste setzen wollte, zog Luxemburg die Handbremse. Premier Jean-Claude Juncker drohte den EU-Ländern, künftig alle Entscheidungen der EU – für die Einstimmigkeit notwendig ist – zu blockieren. Die Drohung wirkte.

Wer als Land im Alleingang und folglich ohne interessenorientierte Freunde durch die Welt spazieren will, muss beweglicher sein als andere. Wer sich einbunkert, wird zur Zielscheibe. Wer sich auf Einzelabreibungen einlässt, blutet aus.

Die heutigen OECD-Regeln in Sachen Steuerhinterziehung genügen nicht. Sie sind zu kompliziert und deshalb wirkungslos. Es gibt letztlich nur zwei Möglichkeiten. Entweder den automatischen Austausch aller Informationen, kombiniert mit einer Steueramnestie, falls man das Geld aus der Schweiz etwa Richtung Italien transferiert. Oder eine weltweit geltende und kontrollierte Verrechnungssteuer auf alle Vermögen und Vermögenser-

träge. Für den Finanzplatz Schweiz wäre es zentral, dass künftig für alle Steueroasen die gleichen Spielregeln gelten. Niemand könnte sich einer Politik, die dies medienwirksam und anhand von englischen und amerikanischen Beispielen fordert, glaubwürdig widersetzen.

Die wichtigsten Verbündeten im Kampf für eine weltweite Verrechnungssteuer wären: erstens die Entwicklungsländer, die sonst nichts bekommen; zweitens die Hunderttausende von reichen Steuerhinterziehern, die zurzeit schwitzen; drittens die bestehenden Steueroasen und viertens die versammelten Finanzminister, die sofort Kohle sehen wollen.

Stattdessen will Bundesrat Hans-Rudolf Merz unverständlicherweise zuerst mit den Amerikanern das bestehende Doppelbesteuerungsabkommen neu verhandeln. Wer diesen Weg geht, läuft ins offene Messer.

Pascal Couchepin war bisher der mit Abstand unbeliebteste Bundesrat. Die Krise hat ihn nicht die Bohne unbeliebter gemacht. Abgestürzt sind in der laufenden Krise die Schönewetterpiloten. Deshalb ist Couchepin neu für *Blick*-online-Leser der Beliebteste unter den Unbeliebten. Und hat plötzlich das Gefühl, die Schweiz sollte sich den EU-Beitritt doch überlegen. Dies kurz vor seinem Rücktritt. Wer zu spät kommt, auf den wartet in der Schweiz die Pension.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Statistik für Anfänger

Von Kurt W. Zimmermann — Die Friedhöfe mit den toten Blättern quellen über. Wir sind noch vergleichsweise lebendig.



Erstaunlich: SF-Chef Daniel Dunkel.

Zuletzt hat es *Tennis Week* erwischt, zuvor *Hollywood Life* und *The American*. Auf www.magazinedeathpool.com kann man täglich nachschauen, welche US-Magazine das Zeitliche gesegnet haben. Die Liste ist lang, darüber steht ein Bild von Schnitter Tod.

Zuletzt hat es den *Seattle Post-Intelligencer* erwischt, zuvor den *Baltimore Examiner* und die *Kentucky Post*. Auf www.newspaperdeathwatch.com kann man täglich nachschauen, welche US-Zeitungen ins Gras gebissen haben. Die Liste ist lang, darüber steht die Inschrift «R.I.P.».

In der Schweiz gibt es noch keine grösseren Publikations-Friedhöfe. Schauen wir, ob das im Trend so bleibt. Eben ist die «MACH Basic 2009» mit den neusten Leserzahlen erschienen. Wir vergleichen bei den führenden Zeitungen die Leserzahlen von 2009 mit jenen von 2004.

Titel	Leser 2004	Leser 2009
<i>Aargauer Zeitung</i>	255 000	251 000
<i>Basler Zeitung</i>	221 000	168 000
<i>Berner Zeitung</i>	426 000	388 000
<i>Blick</i>	736 000	651 000
<i>Neue Luzerner Zeitung</i>	290 000	269 000
<i>Neue Zürcher Zeitung</i>	316 000	294 000
<i>St. Galler Tagblatt</i>	239 000	202 000
<i>Tages-Anzeiger</i>	573 000	479 000
Total	3 056 000	2 702 000

Es ist kein Bild der Freude, aber auch kein Grund zur Verzweiflung. Nur zwei Blätter,

Blick und *Tages-Anzeiger*, haben massiv an Publikum eingebüsst. Ursache ist, neben redaktionellen Schwächen, das Gratisblatt *20 Minuten*. Dessen Leserzahl stieg im selben Zeitraum von 782 000 auf 1 365 000. Dazu kommen nun *News* und *.ch*. Es werden also nicht weniger Tageszeitungen gelesen im Land, ganz im Gegenteil, aber sie werden unentgeltlich gelesen.

Es wäre aus Lesersicht also verfrüht, nun den finalen Schwanengesang der Tagespresse anzustimmen. Die Todesdrohung kommt aus einer anderen Ecke. Die Anzeigeneinnahmen brechen derzeit mit 25 Prozent ein. Das ist brutal. Nur wenige Zeitungen werden Ende Jahr noch schwarze Zahlen schreiben.

Weil uns heute statistisch zumute ist, machen wir im gleichen Stil mit den acht führenden Zeitschriften weiter.

Titel	Leser 2004	Leser 2009
<i>Annabelle</i>	349 000	325 000
<i>Beobachter</i>	1 090 000	910 000
<i>Bilanz</i>	417 000	213 000
<i>Glückspost</i>	478 000	384 000
<i>Schweizer Familie (SF)</i>	707 000	719 000
<i>Schweizer Illustrierte</i>	1 041 000	918 000
<i>Tele</i>	680 000	526 000
<i>Weltwoche</i>	439 000	345 000
Total	5 201 000	4 340 000

Hier ist das Bild bedrohlicher. Bei den Zeitschriften, mit Ausnahme der erstaunlichen *Schweizer Familie*, nehmen Leser Reissaus. Es spielt keine Rolle, ob man sich, wie *Bilanz* und *Weltwoche*, eher im gehobenen oder, wie *Schweizer Illustrierte* und *Beobachter*, eher im populären Segment positioniert.

Der Unterschied zwischen Zeitungen und Magazinen hat mit Substitution zu tun. Es scheint, dass Zeitungen durch die elektronischen Medien etwas weniger ersetzbar sind. Zeitungen bieten etwas, was das Netz nicht liefern kann, nämlich regionale und lokale News. Für diesen Pflichtteil setzt das Publikum weiterhin einen Teil seines Zeitbudgets ein.

Zeitschriften haben es schwerer, sich im Strom der privaten Mediennutzung zu behaupten. Sie sind kein Muss, sie sind Kür. Sie bieten Lesevergnügen und stehen dabei in Konkurrenz zu anderen medialen Unterhaltungsformen von TV bis Internet. Anders als Zeitungen haben sie keinen klaren USP.

Es ist etwas paradox: Es ist amüsanter, Zeitschriften zu lesen, als Zeitungen zu lesen. Darum haben es Zeitungen im Lesermarkt leichter.

Von «Steueroasen» und «Steuerwüsten»

Von Peter Keller

Heute gibt's eine Lektion in Steuerbiologie. Hier unterscheiden wir drei Vegetationsformen: die Steueroase, die Steuerwüste und den Steuerdschungel. Durch den Steuerdschungel muss sich jeder Bürger schlagen, der ohne Steuerberater, quasi ohne Steuerarzt, sein Einkommen und sein Vermögen deklarieren will. Im Kanton Zürich hat man sich erst einmal durch eine 48-Seiten-Wegleitung zu kämpfen. Dann folgt der Dschungelpfad selbst: die Steuererklärung. Zwölf Seiten plus weitere Beilätter.

Wer sich nun in diesem Dschungel verheddert. Oder beim Wertschriften- und Guthabenverzeichnis das Sparkonto seines Patenkindes nicht anmeldet. Oder wenn die paar hundert Franken bei den Nebeneinkünften vergessen gehen, die ein Hobbyimker für seinen Honig einlöst, dann heisst das in der Schweiz Steuerhinterziehung. Wer erwischt wird, bezahlt eine Busse. Man könnte auch sagen, Staat und Bürger spielen Katz und Maus. Da in der Schweiz wegen der direkten Demokratie die Mäuse, sprich die Bürger, bei den Steuergesetzen mitentscheiden, liegen die Sympathien im Steuerdschungel eher weniger bei den Katzen.

Für Deutschland ist das «inakzeptabel». Dort werden Mäuse kompromisslos gejagt. Notfalls mit der Kavallerie. Da gibt's keine Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug. Darum will der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück «Steueroasen» wie die Schweiz trockenlegen. Gewissermassen verwüsten. Hier liegt das erste Missverständnis vor. Steinbrück versteht nichts von Pflanzenkunde. Nicht alles, was grün ist, muss eine Oase sein. Wie eingangs dargelegt: Wir Schweizer empfinden unser Steuerrückicht höchstens als bürgerfeindlichen Dschungel.

Als «Wüstenfuchs» ging der Nazigeneral Erwin Rommel in die Geschichte ein. Gewiss, der Steuerwüstenfuchs Steinbrück mag solche Vergleiche weniger. Aber wer mit der Peitsche knallt, darf nicht mit Zuckerbrot rechnen. Für den normalen Bürger, meinte der deutsche Oppositionspolitiker Guido Westerwelle an die Adresse Steinbrücks, sei kaum die Oase, sondern vielmehr die Wüste drum herum das Problem. «Blühende Landschaften» versprach der frühere Bundeskanzler Kohl seinen wiedervereinigten Landsleuten. Und jetzt blüht uns allen ein Leben in Steinbrücks Konzept «Steuerwüste».

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Wir Indianer betrachten unseren Staat als Dienstleistungsbetrieb, den wir bezahlen.» *Heinz Riedo*

Häuptling «Biegsamer Hals»

Nr. 12 – «Rat der Duckmäuser»/«Wir und die Deutschen»; Urs Paul Engeler, Markus Somm und Max Frenkel über das Bankgeheimnis

Das Bankgeheimnis ist für das Überleben des indianischen Finanzplatzes vielleicht entbehrlich und wird wohl bald nicht mehr in dieser Form existieren. Damit werden 99 Prozent der Indianer leben können. Aber eigentlich geht es um einen grundlegenden kulturellen Unterschied: Wir Indianer betrachten unseren Staat als Dienstleistungsbetrieb, den wir bezahlen, auf dessen Verwaltungsstrukturen wir relativ problemlos Einfluss nehmen können und der für uns arbeitet. Wir sind nicht die Untertanen des Staates; der Staat ist für uns da. Das ist für unsere deutschen Freunde, vor allem für diejenigen aus preussischen Gebieten, wenig nachvollziehbar oder suspekt. Wir Indianer kämpfen laufend, dass unser Staat nicht zu viel Einfluss auf unsere Privatsphäre nehmen kann und zu viel unnötige Kosten verursacht. Somit ist die jüngste Rhetorik von Kavalleriefeldwebel Steinbrück und Kavalleriehauptmann Müntefering nicht nur fleghaft, sondern in einem heiklen historischen Kontext schockierend. Wir Indianer fragen uns: Wie sprechen diese Leute wohl, wenn sie unter sich sind? Und da wir Indianer keine Kriegshäuptlinge mehr haben, sondern zurzeit den harmoniesuchenden Häuptling «Biegsamer Hals», sind wir ohne Widerspruch zu den europäischen Sündenböcken befördert worden. So liegt der Gedanke nahe, dass das laute Bellen deutscher politischer Verantwortungsträger und Kavalleristen von Missstän-

den im heimischen Stall ablenken soll. Es ist zu hoffen, dass dies durchschaut und bei den nächsten Wahlen entsprechend honoriert wird. *Heinz Riedo, Altnau*

Im noblen Godesberg-Villenviertel in Bonn wohnt der deutsche Bundesfinanzminister, knallt die Peitsche, lässt die Kavallerie ausreiten und nennt uns Schweizer Indianer. Zum Glück gibt es nicht viele solch unzivilisierte Politiker in Deutschland wie Peer Steinbrück. Dass wütende Schweizer jetzt aber fordern, keine deutschen Produkte mehr zu kaufen, ist falsch. Nehmen wir die Äusserungen gelassen; spätestens nach der nächsten Bundestagswahl wird Steinbrück in der Versenkung verschwinden. Vorher würde ich ihm gerne noch sagen, dass wir Indianer auf keinen Fall Eurofighter brauchen. *Werner Bundi, Chur*

Drohung, Nötigung und Erpressung sind an keine Staatsform gebunden, sie sind dem Menschen sozusagen immanent, wie wir es gerade wieder erleben. Die jeweils Mächtigen setzen sie rücksichtslos ein, wenn es ihnen erfolgversprechend scheint. So spricht der eine (Steinbrück) vom Einsatz der Kavallerie gegen die Indianer (Schweizer), der andere (Müntefering) meint, früher (wann?) hätte man Soldaten dorthin (in die Schweiz) geschickt. Bei solchen Kraftausdrücken müssen sich die Herren nicht wundern, wenn hierzulande auf solch grobe Klötze ebensolche Keile gesetzt werden. Besonders uns von der sogenannten Aktivdienstgeneration ist dieses Geläut wohlbekannt. Wie war es damals? Benesch wurde nach Berlin zitiert, Schuschnigg auf den Obersalzberg. Anschliessend Marschmusik, Stiefelgedröhn, Einmarsch. Die Analogie und der Rückschluss auf die dreissiger Jahre ist sofort da. Nationalrat Thomas Müller hat mit seinem Vergleich völlig recht und braucht sich in keiner Art und Weise zu entschuldigen.

Alfred Deutsche, Pfäffikon

Grenzenlose Ungerechtigkeit

Nr. 12 – «Tausend böse Mails»; Thomas Meyer über Beschädigungen der deutschen Sprache

Beim Lesen des Essays konnte ich mir ein konstantes Grinsen nicht verkneifen, erinnert mich das Ganze doch an die grenzenlose Ungerechtigkeit, unter der die weibliche Studentenschaft der Uni Bern beinahe zerbrach. Ich spreche von der E-Mail-Adresse: Die Umstellung von @student.unibe.ch auf @students.unibe.ch verschlang viel Geld aus den Taschen der Studenten und dauerte ein ganzes Jahr. Das war von zentraler Wichtigkeit, damit un-

terbeschäftigte unipolitisch aktive Studenten und Studentinnen irgendwelcher anthropologischer Studiengänge auch einmal das Gefühl haben durften, etwas vollbracht zu haben. Solange man keine richtigen Probleme dabei tangiert, muss man nicht viel tun, kann aber Lamawollpulli, Palästinensertuch und Holzperlen mit Stolz tragen. *Samuel Wittwer, Brügg*

Ach ja, die bösen Emanzen. Vor noch nicht allzu langer Zeit wurden Frauen zwar beim Steuern zahlen mitgemeint, wenn von «Schweizern» die Rede war, beim Stimmen aber nicht. Da brauchte es wenig Abenteuer Sinn, um Willkür zu unterstellen. Umgekehrt wurde, geschlechtsneutral, etwa aus dem altherwürdigen Konsumentinnenforum das umständliche Konsumentinnen- und Konsumentenforum. Wurde das Partizip Präsens zweckentfremdet, um Lachnummern wie «die Mitgliederinnen und Mitglieder» oder Scheusslichkeiten wie «StudentInnen» auszumerzen? Es ist kaum angebracht, ein Problem gegen weit ärgere Probleme auszuspielen. Doch in der Sache haben Sie recht: Es ist schade um unser Deutsch. *Helena Vogler, Kleinbödingen*

Das Atmosphärische pflegen

Nr. 12 – «Indianer»; Roger Köppel im «Editorial» über Bundesräte

Roger Köppel meint, man möchte sich eine Direktbegegnung zwischen Hans-Rudolf Merz und seinem sesselfüllenden Antipoden Peer Steinbrück nicht ausmalen. Nach den letzten Ereignissen scheint diese unvermeidlich. Klar ist: Wer etwas von seinem Partner will, der reist zu ihm und nicht umgekehrt, wie es einst Moritz Leuenberger in der Flughafenfrage leichtsinnigerweise getan hat. Die noch bessere Lösung wäre, wie es Köppel als erfolgreiche Taktik aus früheren Zeiten beschreibt, die Vorarbeit an dafür bestens geschulte Diplomaten zu übertragen. Taugen unsere Bundesräte nicht für anspruchsvolle Verhandlungen, sollen sie auch keine führen. Sie sollen das Atmosphärische pflegen – ein Helikopterflug nach Kandersteg ist immer gut – und die auf professioneller Ebene ausgehandelten Verträge unterzeichnen. So bleiben ihre Blößen verdeckt und werden nicht Gegenstand von preussischen Witzen. *Gustav Dändliker, Therwil*

Ungewollte Präzision

Nr. 12 – «Proaktive» Selbstkapitulation»; Peter Keller über Tatkraft in Krisenzeiten

«Proaktiv» bezeichnet die bundesrätliche Geschäftsführung seit Jahrzehnten mit ungewollter Präzision, was sich unsere trendigen Benutzer dieses Wortes mit Sicherheit nicht ausgemalt haben: «pro» bedeutet im klassischen Latein meist «anstelle von».

Reinhart R. Fischer, Nyon

ERLEBNIS SPA-WELLNESS INKLUSIVE!

NOCHMAL REIN INS WEISSE VERGNÜGEN!

Reiben Sie sich die Augen – fantastische Ostertage im Engadin stehen bevor.
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich – Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.

7 Tage Zi./Frühst. ab CHF 1145.– (im DZ p.P.)
Wintersaison bis 19. April 2009

CP
CRESTA PALACE

CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P.+ E. Herren

«Ich liebe Wasser,
weil es so ist, wie es ist.»

Melanie Winiger



Wasser ist mit nichts zu vergleichen. So frisch, so sanft und trotzdem kraftvoll. Wasser, das ist natürliche Reinheit. Erleben Sie das Prinzip Wasser mit Geberit AquaClean.

www.i-love-water.ch oder 0800 432 432 (kostenlos)

Geberit AquaClean

Das WC, das Sie mit Wasser reinigt.



Revolution im Wohnzimmer

Laut, schrill, lustig, krank, brilliant und provokativ – vor 25 Jahren sind Sat 1 und RTL auf Sendung gegangen. Die Programme haben das Fernsehen revolutioniert. Zum Jubiläum nennen wir 25 gute Gründe, warum die Privaten unser Leben bereichern. *Von Peter Keller*



Heiterer Feminismus: Moderator Balder und «Tutti Frutti».

Die beiden Premieren folgten unmittelbar aufeinander. Am 1. Januar 1984 ging die «Programmgesellschaft Kabel- und Satellitenrundfunk» (das spätere Sat 1) auf Sendung. Tags darauf startete das bald erfolgreichste deutschsprachige Privatfernsehen RTL. Schon im ersten Jahr sendete RTL plus die Formel 1. Schnell, laut und immer etwas anrühlich – so wie das Autorennen, kämpfen auch die Privaten bis heute um ihr Image. Doch nicht von Irrwegen soll hier die Rede sein. Jubiläen werden gefeiert, Geburtstagskinder gewürdigt. Wie es sich gehört.

Jüngste Zahlen zeigen, dass das Schweizer Fernsehen auf einen Marktanteil von 32,3 Prozent kommt. Anders gesagt, in rund zwei Dritteln der heimischen Wohnzimmer wird auswärts geguckt. Viele davon wählen eine private Station. Mit gutem Grund: RTL, Sat 1 und Co. haben das Fernsehen grundlegend revolutioniert. Auch die gebührenfinanzierte SRG hat

sich dem Veränderungsdruck beugen müssen. Zwischen sechs und acht Uhr abends herrscht heute auf SF 1 ein bunter Mix aus Information und Massenunterhaltung. Auf die Kochsendung «Al dente» und das Boulevardmagazin «Glanz & Gloria» folgt das gefällige Regionalinfo-Gefäß «Schweiz aktuell», bis sich um halb acht die Nation zur «Tagesschau» versammelt.

Der Fernseher ist das Lagerfeuer der Moderne. Und der Mensch sucht Wärme, Ablenkung, Fröhlichkeit – keine Tristesse. Die Privaten liefern, was die Leute sehen wollen. Dass sie dabei ihr Handwerk beherrschen, zeigt ein Blick auf die letzten 25 Jahre Fernsehgeschichte. Hier sind die 25 Gründe für ein längst fälliges Lob:

1. Listen — Diese Zusammenstellung versteht sich als Verneigung vor dem Privatfernsehen. Denn nichts mag man dort lieber als Bestenlisten. Wie etwa «Die ultimative Chart-Show»

mit Oliver Geissen (RTL). Sie ist das erfolgreichste Musikformat im deutschen Fernsehen. Mit bis zu fünf Millionen Zuschauern. Warum? Weil die Macher auf einen simplen Faktor setzen: auf den Erfolg. Ob Singles, Alben oder Sommerhits, ob Oldies, Lovesongs oder Rockballaden – in die jeweilige Motto-show kommt nur, was Erfolg hatte. Und Erfolg gefällt. Und das Privatfernsehen will gefallen. So unsentimental funktioniert das TV-Geschäft. Wohltuend.

2. Gummi, Latex, Dildo — Der Name klang vielversprechend und doch klinisch sauber wie das Werkzeug eines Arztes: «Erotik-Magazin». Hier begegnete Deutschland seinen Abgründen und geheimsten Obsessionen. Gummi, Latex, Dildo – ein Kessel Buntes aus dem Intimbereich. Mehr noch: Die Wohnzimmer wurden sachgerecht alphabetisiert. Pornofach-

frau Dolly Buster erklärte mit gelispelter Hingabe alles, was mit Sex zu tun hat. Überhaupt setzten die Privaten gerne auf den Verfremdungseffekt, wenn es um das heikle Terrain der Erotik ging. Sexberaterin Erika Berger plauderte in sanftem Bayrisch. Bei «Wa(h)re Liebe» moderierte ein Transvestit. Und Verona Feldbusch Bohlen Pooth kicherte sich durch die Sendung «Peep!». Inzwischen sind alle eigenständigen Erotikmagazine eingeschlafert worden. Wenn die Schmutzdecken ausgeleuchtet sind, macht sich Langeweile breit. Die Privaten erkannten es rechtzeitig. Gratulation.

3. Domino-Effekt — Ein Volk, in dem nicht regelmässig acht Millionen den «Musikantenstadl» schauen, sei unregierbar, lästerte Ha-



Der Sinn ist der Unsinn: TV-Domino.

rald Schmidt (siehe Nr. 6). Was aber ist von einem Volk zu halten, das jedes Jahr stundenlang vor dem Bildschirm verfolgt, wie Abertausende Dominosteine umfallen? Beim letzten «Domino Day» waren es 6,21 Millionen Zuschauer. Eine völlig sinnfreie Veranstaltung. Aber eben: Man schaltet das Fernsehen ein, um abzuschalten. TV ohne intellektuelles Alibi. So ehrlich sind nur die Privaten.

4. Appetit auf mehr — Früher kochte Alfred Biolek noch ziemlich einsam auf ARD. Dann entdeckten die Privaten den Reiz der Stellvertreter-Küche. Und sie würzten kräftig nach. Bei Vox brutzelt es mittlerweile in diversen Sendungen: «Schmeckt nicht, gib't nicht», «Kocharena», «Unter Volldampf», «Das perfekte Dinner». Hier kann man sich sattsehen, bis einem der Appetit vergeht.

5. Süsse Früchtchen — Um «Tutti Frutti» kommt keine ernsthafte TV-Besprechung herum. Von 1990 bis 1993 liess Hugo Egon Balder (siehe Nr. 10) die süssen Früchtchen tanzen – und RTL die empörten Sittenwächter. Die Sendung war avantgardistisch: «Tutti Frutti» befreite den Feminismus von Alice Schwarzer. Heute dürfen Frauen selbstbewusst und sexy, erfolgreich und gut frisiert sein. Auch der Bestseller «Feuchtgebiete» der deutschen Schriftstellerin Charlotte Roche ist eine späte Frucht von «Tutti Frutti».

6. Harald Schmidt — An Harald Schmidt lassen sich Höhen und Tiefen des Fernsehens besonders exemplarisch abhandeln. Seine



Grandiose Abgründe: Harald Schmidt.

Fernsehkarriere begann in der ARD. Bei «Schmidteinander» blitzte Dirty Harrys Können erstmals auf. Dann ritt er als Moderator «Verstehen Sie Spass?» grandios in den Abgrund. Das war so etwas wie das Bewerbungsschreiben für Sat1. Fortan trat er in seiner täglichen Late-Night-Show auf. Klug, hart, geistreich. Auf dem Höhepunkt war Schmidt das Beste, was die deutschsprachige Fernsehunterhaltung zu bieten hatte. Ab 1998 produzierte er seine Sendung selber. Worauf sich sein innerer Schwabe durchsetzte: Er sparte an allem. Am Ende auch an Gags und Einfällen. Dann kaufte ihn die ARD viel zu teuer zurück. Seither verwaltet Schmidt als überbezahlter TV-Beamter seinen Ruhm von gestern.

7. Jenseits von Steinbrück — Die Privaten mögen absaufen in Sachen seriöser Informationsgefässe. Aber in manchen Doku-Reportagen treffen Pro 7, Vox und Co. zielgenau den Lebensnerv. Vielleicht unfreiwillig, aber nicht weniger aufschlussreich. «Mein neues Leben» (Kabel 1), «Auf und davon» (Vox), «Umzug in ein neues Leben» (RTL) – alle diese Sendungen begleiten Auswanderer. Sie können nur ein paar Brocken Englisch oder Spanisch, haben 500 Euro in der Tasche und keine Zukunft – aber sie teilen einen Willen: abhauen. Nur weg aus Deutschland. Tschüss, Steinbrück, Steuern, Nieselregen. Buongiorno, hello, grüezi, Gummihälse.

8. Die schönsten Dummsten — Der Superlativ zählt zu den engsten Freunden des Privatfernsehens. Nur das Beste, Grösste, Höchste, Dummste ist gut genug. Die «witzigsten Werbespots der Welt», «Der Schwächste fliegt», «Die 10 emotionalsten TV-Castings», «Die 100 nervigsten ...» – am liebsten (um selber einen Superlativ anzubringen) machen die Sender den Superlativ gleich zum Aufhänger.

9. Snooker, Golf und Wrestling — Als eine der wenigen Spartensender konnten sich Eurosport und Deutsches Sportfernsehen (DSF) etablieren. Ihre Nische sind Randsportarten.

Fast schon meditativ geraten diestundenlangen Übertragungen von Snooker-Billard. Handfester wird es am späteren Abend: Dann ist Boxen oder K1 (ein Kampfsport) angesagt. Gemütlicher war es, als bei Eurosport noch gutgemästete Sumo-Ringer aufeinanderklatschten. Die Übertragung wurde abgesetzt. Dafür locken Dart, Handball, World Wrestling, Golf,



Ohne Gebührenzwang: Wrestling.

Langlauf und andere Exoten. Die Sportsender machen es vor: Minderheitenprogramme überleben ohne Gebührenzwang.

10. Tomaten in Sindelfingen — Hugo Egon Balder – ein Name, der nach einem Pseudonym schreit. Doch der 58-Jährige geht unbeeindruckt als Hugo Egon Balder seinen Weg durch die Fernsehgeschichte. Seit über zwanzig Jahren. Im pubertären Langzeitgedächtnis bleibt er als Moderator von «Tutti Frutti» verewigt (siehe Nr. 5). Mittlerweile führt Balder durch das Comedy-Quiz «Genial daneben», wo vier Gäste möglichst witzig auf Fragen dieser Art zu antworten haben: «Warum wachsen auf dem Dach des Daimler-Mercedes-Werks in Sindelfingen Tomaten?» Nebenbei zeigt Balder, dass man auch im auf Jugendlichkeit getrimmten Privatfernsehen alt werden kann. Sofern man ein Mann ist und Humor hat.

11. Talk, Talk, Talk — «Egal ob Vaterschaftstest, untreue Ehepartner oder Stress mit den Kindern. Hier kommen Sie zu Wort, und wer



Gesprächstherapie: Sonya Kraus.

es braucht, bekommt Rat.» Die grosse Zeit des Nachmittagstalks ist zwar vorbei, aber Un-

Service public

«Ausbauen, sonst gehen wir unter!»

Der ehemalige Fernsehdirektor Peter Schellenberg über Rosamunde Pilcher und die SF-Gebühren. *Von Bettina Weber*

Schauen Sie die Privaten?

Nachrichten höre ich am Radio, wenn im Fernsehen, dann bei N-TV. Mein Fernsehabend beginnt um 22 Uhr mit «ZIB 2» beim ORF.

Ihre Lieblingssendungen?

Gesprächssendungen und politisches Kabarett, das in den dritten deutschen Programmen sehr gepflegt wird, die Spitzenleistung liefert aber das ZDF mit «Neues aus der Anstalt». Donna Leon verpasse ich nicht, dann «Um Himmels Willen» mit Fritz Wepper, und meine Frau und ich amüsieren uns bei Rosamunde Pilcher. «Dr. House» ist auch in meinem Programm.

Was machen die Privaten besser als das Schweizer Fernsehen?

In der Schweiz ist ein Vergleich nicht möglich. Die Kommerziellen bearbeiten ganz andere Inhalte, regionale und lokale, und haben im Vergleich wenig Geld. Tele Züri macht, seit Schawinski nicht mehr den Bildschirm beherrscht, ein gutes journalistisches Programm.

Beim SF beruft man sich auf den Service public. Was ist darunter zu verstehen?

Service public ist «Qualitätsfernsehen». So sieht es die SRG. Punkt. Weitere Interpretationen gibt es nur beim Journalismus. Eine anwendbare Ethik auf nicht explizit journalistische Sendungen wurde nie formuliert. Wichtig ist, was anstelle dieser Sendungen mit dem Geld gemacht werden könnte. «Music Star» habe ich bewilligt. Das Unfaire ist, dass dem Zuschauer vorgegaukelt wird, es gehe ums Singen, dabei ist es lediglich eine Show um Emotionen, bei der sich Menschen mehr oder weniger blossstellen. Bei uns etwas weniger, bei RTL sehr. Das Friendship-Ticket ist der Folter nahe, bei RTL ist der Prozess des Ausscheidens eine psychische Tortur für die Kandidaten, die unmenschlich ist.

Das SF gibt sich gerne vornehmer als die Privaten. Weshalb werden dann deren erfolgreiche Formate kopiert?

Die werden nicht einfach kopiert, man kauft die Rechte ein, oft für ziemlich viel Geld. Da die Hauptkunden die Privaten sind, sind sie natürlich auf deren Bedürfnisse ausgerichtet und nicht auf gebührenfinanziertes Fernsehen mit einem Leistungsauftrag. Und wenn sie ethisch angepasst werden, sind sie ihres eigentlichen Inhaltes beraubt.



«Psychische Tortur»: Peter Schellenberg.

Was sagen Sie zum 79-Millionen-Franken-Defizit der SRG?

Auch die Gebühren müssen die Marktgrösse berücksichtigen. Alles machen zu wollen, was sich etwa ARD und ZDF leisten können, geht an der Wirklichkeit vorbei. Mein Budget war eine halbe Milliarde Schweizer Franken, heute sind es vielleicht 50 Millionen weniger. Man kann auch mit 400 Millionen ein konkurrenzfähiges Fernsehen machen. Kommuniziert wurde bis heute aber vor allem: «Ausbauen, ausbauen, sonst gehen wir unter!»

Was ist zu tun?

«Zurückbauen» nennt man das vornehm in der Unternehmenssprache. Und das heisst auch: keine Gebührenerhöhung.

Wäre ein nationales Privatfernsehen wünschenswert?

Ja, aber nicht nur wegen der grösseren Auswahl. Vor allem müsste ein Personal- und Produzentenmarkt für aufwendiges Fernsehen entstehen. Wer heute vom Schweizer Fernsehen abgelehnt wird, steht im Schweizer Markt praktisch im Nichts. Nur, der Werbemarkt ist zu klein für ein schlagkräftiges Deutschschweizer Fernsehen, von den Sprachminderheiten gar nicht zu reden.

Peter Schellenberg war von 1988 bis 2003 Direktor des Schweizer Fernsehens.

treue und KuckucksKinder scheinen das Publikum immer noch zu faszinieren. Hans Meiser, Ilona Christen, Vera Int-Veen, Sonja Zietlow, Britt Hagedorn, Oliver Geissen usf. klärten Deutschland über sich selber auf: Bevor die Soziologen das Prekariat entdeckten, holten es die TV-Talker an den Bildschirm und gaben der Unterschicht eine Stimme.

12. Neulich auf der Müllhalde — Natürlich sind die Privaten eine grosse Müllhalde. Aber auch ein Tummelplatz für geltungssüchtige Freaks, die sonst auf dem Sozialamt oder im Sanatorium enden würden. Wo sollte jemand wie Nadja «Naddel» Abd El Farrag ihr Auskommen finden als in der TV-Randzone? RTL und Sat 1 sind Integrationsanstalten und wirksamer Teil der deutschen Sozialpartnerschaft.

13. Bohlen ist der Superstar — Dieter Bohlen beweist, dass hinter seichter Unterhaltung meistens hochintelligente Leute stecken. Das



Wandelnde Erfolgsformel: Dieter Bohlen.

war bei seiner Retorten-Combo «Modern Talking» so, und nach dem gleichen Prinzip funktioniert «Deutschland sucht den Superstar». Zu dessen Erfolg – bis zu neun Millionen Zuschauer – trägt der lästermäulige Bohlen entscheidend bei. Und wenn es dem Hamburger Musikproduzenten passt, nimmt er einen dieser zeitlich befristeten «Superstars» gleich selber unter die Fittiche und erzeugt noch ein paar zusätzliche Millionen. Erfolg gleich Quote gleich Erfolg: Dieter Bohlen ist das lebende Grundgesetz des Privatfernsehens.

14. Die Serienkiller — Gute Sendungen, schlechte Sendungen. Mit den Serien ist es so eine Sache. Man liebt sie. Oder verabscheut das Gedusel. «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» (RTL) zählt zu den langlebigsten Eigenkreationen. Sie ist die «Lindenstrasse» des Privatfernsehens. Nur weniger pädagogisch. Dafür mit vielen hübschen Schauspieler-Darstellern. Viel wichtiger sind die US-Importe. «Simpsons», «Dr. House», «Grey's Anatomy», «Sex and the City», «King of Queens»: Die Amerikaner machen es vor – und die SRG scheitert selbst beim Plagiat. Man erinnere sich mit Grauen an den Spitalserien-Flop «Tag und Nacht».

15. Millionär werden — «Wer wird Millionär?» – Volkshochschule mit Günther Jauch. Seit 1999 feiert die Sendung Quotenerfolge.



Lehrer für Millionen: Günther Jauch.

Mit Spiel und Quiz liessen sich schon die ersten Fernsehzuschauer verführen. Die Privaten waren sich nicht zu fein, in die TV-Mottenkiste zu greifen und diesen Dinosaurier zu entstauben. Nun fiebert bei jeder Staffel ein Millionenpublikum mit. Ein nicht geringer Anteil des Vergnügens ergibt sich aus der verschwitzten Ratlosigkeit der Kandidaten. Und zum hundertsten Mal hört man zu Hause auf dem Sofa den Satz: «Zu Hause auf dem Sofa scheint alles viel einfacher.» So ist es.

16. Promis und Proleten — «Hier ist «Exclusiv» am Montag, ich bin Frauke Ludowig. Hallo.» Mit deutscher Knappheit eröffnet RTL



Hochglanz-Schund: Bach und Zietlow.

sein erfolgreichstes Boulevardmagazin. Ein Zwölf-Minuten-Laufsteg der Eitelkeiten. Immer Punkt 18.30 Uhr. *Gala, Petra, Bunte* in bewegten Bildern. Boris Becker verlobt sich. Boris Becker entlobt sich. *Hochglanz-Schund* vom Feinsten. Und dazu Frauke Ludowig, die gestiefelte Metzgerstochter. Ausserdem ist «Exclusiv» die perfekte Recycling-Station für hauseigene Prominente und Nebendarsteller. Man begleitet den Serienstar ins Dschungelcamp. Berichtet anschliessend von seinen Drogenekapaden. Darauf folgt die öffentliche Abbitte – und zwei Wochen später der Rückfall. Immer dabei die Kamera von «Exclusiv». Das Format bleibt die Übermutter aller People-Magazine.

17. Die grossen drei — Entertainment funktioniert über Identifikation. Die grossen drei (RTL, Pro 7, Sat 1) verfügen über bewährte Allzweckwaffen: Günther Jauch, Stefan Raab, Kai Pflaume. Auffällig ist, dass die bekanntesten TV-Stars alles Männer sind. Das Privatfernsehen scheint sich als Macho-Einrichtung halten zu können. Was niemand kümmert. Wenn eine Quote interessiert, dann ist es die Einschaltquote.

18. Fernsehen für Randgruppen — Wo Erziehungsberechtigte, Sozialarbeiter und der Staat versagen, springt das Fernsehen ein. Als «Super Nanny» steigt Diplompädagogin Katia Saalfrank in die Wohnzimmer von Deutschlands Unterschicht. «Es gibt keine «Problemkinder» – nur schwierige Situationen und Eltern, die nicht weiter wissen.» Wem als Zuschauer dabei vor lauter Ekel das Mitleid abhanden kommt, der kann immerhin seinen Zynismus befriedigen. In die gleiche Kategorie gehört «Raus aus den Schulden» mit Peter Zwegat oder «Hagen hilft» auf Kabel 1.

19. «Sonntalk» ist Pflicht — Ob es Schawinskis Erfindung war oder nicht: Der «Sonntalk» auf Tele Züri ist Pflicht. Drei Gäste und Chef-



Alles besser: Moderator Gilli.

redaktor Markus Gilli diskutieren «über die brisantesten Ereignisse, welche Herr und Frau Zürcher während der Woche beschäftigen. Differenziert und auf den Punkt gebracht». Hier trifft die Eigenwerbung für einmal zu. Der «Sonntalk» macht alles besser als sein dröger Konkurrent, der «Club» auf SF. Moderator Gilli bringt Tempo rein und spitzt die Fragen zu. Ausserdem kreuzen auf Tele Züri jene pointierten Gladiatoren auf, die sonst im Leutschenbach mehr oder weniger Hausverbot geniessen. Zum Stammpersonal zählen SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli und der ewige PR-Profi Klaus J. Stöhlker.

20. Das totale Privat-TV — Mit «TV total» findet das Fernsehen seine eigentliche Bestimmung: Es genügt sich selbst. Die Band spielt das Intro, ein Gast aus dem Publikum liest mit überschlagender Stimme die Highlights der Sendung runter «und hier kommt Stefan Raaaaab!». Grinsend, in Jeans und Kittel, läuft

Raab über die Showtreppe ins Studio und macht sich lustig: über die Flimmerwelt des Fernsehens. Über seine Gäste. Über seinen unsterblichen Show-Knappen Elton. Und auch über sich selber. Darüber hinaus dient ihm «TV total» als Verkaufsplattform für andere Musiker, Kabarettisten, Schauspieler. Raab ist der Typ Gebrauchtwarenhändler, von dem man sich immer wieder gerne über den Tisch ziehen lässt.

21. Ran an den Ball — Ab 1992 revolutionierte sich die Fussball-Berichterstattung. Schluss mit der ARD-Beschaulichkeit auf dem Rasen. «Ran» erobert die Bundesliga. Der Titel ist Programm: Ran an den Ball. Ran ans Spektakel. Ran an die Höhepunkte. Das Spiel als Drama und die Kamera auf der Suche nach wütenden Trainern und blondierten Spielerfrauen. Das Fernsehpublikum begann zu glauben, was es am Bildschirm sah. Auf die Millionen Zuschauer folgten die Millionen Euro. Mit diesem Geld gingen die Fussballklubs auf Einkaufstour. Am Ende holte die Wirklichkeit die Berichterstattung ein. Der deutsche Fussball wurde tatsächlich internationaler, spannender, schneller, besser. Zudem produzierte «Ran» begabte Moderatoren am Fliessband: Johannes B. Kerner, Reinhold Beckmann, Monica Lierhaus. Alle drei arbeiten heute für die ARD oder das ZDF. Die öffentlich-rechtlichen Gebühren-Milliardäre handeln wie Bayern München: Sie kaufen ein, was die Kleinen mit wenig Geld, aber viel Geschick aufbauen.

22. Vom Aschenbrödel zur Gräfin — «Deutschland sucht den Superstar», «Germany's Next Top Model», «Bauer sucht



Schön und reich: Heidi Klum (l.).

Frau», «Popstars», «Gräfin gesucht» – die Castingshow erfüllt eine Ursehnsucht des Menschen: gestern noch Aschenbrödel – heute berühmt, schön und reich. Wenn es nicht klappt, kann man sich daheim wenigstens daran ergötzen, dass auch andere scheitern. Und das erst noch auf der grossen Bühne.

23. Comedy — Wiedervereinigung, nun gut. Seine wirklich tiefgreifendste Veränderung erfuhr Deutschland, als «RTL Samstag Nacht»

TV-Monokultur Schweiz

Der Schweizer Privatfernsehen führt eine Nischenexistenz. Die SRG dominiert. Warum? Von Peter Keller



Angriff auf SRG-Bastion: Schawinski.

Wenn von deutschsprachigem Privat-TV die Rede ist, dann geht es in der Regel um RTL, Sat 1 oder Pro Sieben. Die Schweiz selber gleicht einer Fernseh-Monokultur. Ausser 3+ finden sich fast nur Regionalsender wie Tele Bärn, Tele Züri oder Tele Tell. Offenbar zahlt sich privates Fernsehen hierzulande kaum aus. Was auch mit den politischen Rahmenbedingungen zu tun hat.

Die Weichen wurden bereits 1993 auf Abseits gestellt. Damals reichte ein Verbund aus vier Zeitungsverlegern (*Tages-Anzeiger*, Jean Frey, *Basler Zeitung* und *Luzerner Nachrichten*) zusammen mit der Zürcher Medien Z Holding (heute Goldbach Media AG) beim Bundesrat ein Gesuch ein. Gemeinsam mit RTL wollten die Medienhäuser ein schweizerisches Programmfenster aufbauen. Dabei gelang den hiesigen Vertragspartnern ein Coup: RTL hätte sich verpflichtet, während 25 Jahren sämtliche Werbeeinnahmen ins Schweizer Programm zu investieren. Doch der lukrative Deal kam nicht zustande.

Jürg Bachmann* von der Goldbach Media AG erklärt sich den damaligen Widerstand so: «Unter massivem Druck der SRG (einmal mehr) und des Medienhauses Ringier (welches in diesem Verbund von Verlagshäusern nicht vertreten war und sich

stattdessen bei Presse TV engagierte, das von der SRG unterstützt wurde) lehnte der Bundesrat im April 1994 das Gesuch ab und entzog somit faktisch der elektronischen Medienindustrie der Schweiz, die sich in der Aufbauphase befand, schätzungsweise eine Milliarde Franken.»

Den Negativentscheid begründete der Bund mit einer Mischung aus Heimatschutz und Kulturwächteramt: «Das Projekt der RTL (Schweiz) Fernseh AG [...] kann als Präjudiz für weitere Programmfenster auf ausländischen Kanälen zu einem Verdrängungswettbewerb in der Schweiz zulasten der bestehenden einheimischen Medien führen.» Ausserdem sei das Programmfenster auf eine Mehrheitsregion ausgerichtet und vernachlässige die Sprach- und Kulturminderheiten. Mit der Kulturkeule hat Uvek-Vorsteher Moritz Leuenberger bis zum jüngsten Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) private Konkurrenz aussen vor gelassen.

1999 erfolgte ein weiterer Angriff auf die SRG-Bastion: mit Tele 24 (Schawinski) und TV 3 (unter Beteiligung der Tamedia AG). Beide scheiterten. Das Experiment TV 3 soll die Investoren rund 130 Millionen Franken gekostet haben. Gerade noch rechtzeitig, im August 2001, verkaufte Roger Schawinski seinen Sender an die Tamedia. Seit drei Jahren versucht sich nun 3+ als privates nationales Fernsehen zu etablieren. Neben eingekauften Filmen und Serien brachte die selbstproduzierte Show «Bauer, ledig, sucht ...» den ersten grossen Quotenerfolg.

Gebühren für die SRG – Werbung für die Privaten. Dieses ursprünglich anvisierte Finanzierungsmodell ist mit der letzten RTVG-Revision endgültig Geschichte. Die Schweizer Verleger liessen sich von staatlichen Gebührenanteilen (43 Millionen Franken im Jahr 2007) locken. «Ein fataler Fehler», glaubt die SVP-Nationalrätin und Vizepräsidentin der «Aktion Medienfreiheit», Natalie Rickli. Die Medienhäuser würden nun am Gängelband des Staates hängen, der ihnen ein Sendegebiet zuweist und bei der Programmgestaltung dreinredet. Ricklis Fazit: «Die Monopolstellung der SRG wurde zusätzlich zementiert.»

* Private elektronische Medien. Eine Standortbestimmung.

auf Sendung ging. Zuvor bestand der deutsche Humor aus einer Torte im Gesicht und Didi Hallervorden. Plötzlich entdeckte der grosse Nachbar seine Lockerheit und viele junge Comedy-Talente. Von Wim Thoelke zu Bully Herbig – eine wahnwitzige Volksmetamorphose. Heute gehört Comedy zum Kerngeschäft der Privaten. «Schillerstrasse» und Atze Schröder,



«Ladykracher»: Anke Engelke.

«Quatsch Comedy Club» und Mario Barth, «Ladykracher» und Bastian Pastewka – die Qual der Wahl ist gross.

24. Grinsende Zahnleiste — Frauen mögen ihn in der Regel weniger: die grinsende Zahnleiste namens Stefan Raab. Er kann alles, aber nichts richtig. Ein Spitzenamateur. Als ob ihn der Fernsehgott persönlich geschaffen hätte. Seit zehn Jahren geht das Dienstleistungsdeutschland mit Raabs «TV total» zu Bett. Wer nach 23 Uhr noch auf ist und sich unter seinem Niveau amüsieren will, liegt bei ihm goldrichtig. Ausserdem hat Raab freie Hand für seine spontanen Event-Shows. Etwa die «TV total Wok-WM». Oder das «TV total Turmspringen», wo Promis in Badehosen vom Fünfmeterbrett hüpfen. Oder der «Bundesvision Song Contest». Statt sich nur über das erbärmliche Niveau des «Eurovision Song Contest» zu ärgern, rief Stefan Raab eine Gegenveranstaltung ins Leben, wo jeweils Deutschlands beste Jungbands gegeneinander antreten. Die Aufzählung ist nur ein vorläufiger Zwischenstand. Raab ist ein nimmermüdes TV-Rumpelstilzchen. Sein nächster Einfall kommt so sicher wie Boris Beckers nächste Verlobung.

25. Das richtige Leben — Das Privatfernsehen ist ein Produkt des freien Marktes. Deshalb ist es vielfältiger, einfältiger, besser, schlechter, faszinierender und brodelnder als das öffentlich-rechtliche Gebührenfernsehen. In seiner ganzen durchgeknallten Breite liefert das Privat-TV ein präzises Abbild des wirklichen Lebens. Und das erst noch kostenlos.

Exklusiv für Weltwoche-Leser: Die Zusammenfassung von Roger Schawinskis «Die TV-Fälle». Kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche



Essay

Willkür als Maxime

Der Kampf gegen staatliche Willkür ist die *Raison d'être* eines Rechtsstaates. Im Fall der Immunität von Lucrezia Meier-Schatz, Jean-Paul Glasson und Toni Brunner hat die Ungleichbehandlung der eidgenössischen Räte System.

Von Claudio Zanetti

In Bern gibt es für alles eine Lobby, nur nicht für Rechtsgleichheit und Gerechtigkeit, wie sich in der zurückliegenden Frühlingssession einmal mehr zeigte. Die Räte waren aufgerufen, über die Aufhebung der Immunität von drei Ratsmitgliedern zu befinden: Nationalrätin Lucrezia Meier-Schatz (CVP), alt Nationalrat Jean-Paul Glasson (FDP) und Nationalrat Toni Brunner (SVP). In allen drei Fällen ging es um Ereignisse im Zusammenhang mit der Arbeit einer Subkommission der nationalrätlichen Geschäftsprüfungskommission. Diese hatte die Aufgabe, einem fragwürdigen Einsatz eines Drogenhändlers als V-Mann durch die Bundesanwaltschaft nachzugehen und die Umstände des Rücktritts des dafür verantwortlichen Bundesanwalts abzuklären.

Die drei Fälle wurden höchst ungleich behandelt. Nur für Meier-Schatz und Glasson, denen der Staatsanwalt Amtsgeheimnisverletzung, einen Nötigungsversuch sowie die Bildung einer rechtswidrigen Vereinigung zur Last legte, beantragte er die Aufhebung ihrer Immunität. Aufgehoben wurde sie allerdings nur für Toni Brunner, der gar nicht belangt werden sollte.

Die Aufgabe, die Aufhebung von Toni Brunners Immunität zu beantragen, übernahm pflichtbewusst die Rechtskommission des Nationalrats. Sie habe zu diesem Zweck eine Güterabwägung vorgenommen, lässt sie uns wissen: Auf der einen Seite sei es darum gegangen, «das (öffentliche) Interesse an der Ahndung allfälliger Straftaten» zu berücksichtigen. Auf der anderen Seite dürfe das (öffentliche) Interesse an einem «reibungslosen Ratsbetrieb, nicht durch missbräuchliche oder auf haltlosen Anschuldigungen beruhende Strafverfahren beeinträchtigt» werden.

In den Fällen «Meier-Schatz» und «Glasson» verzichtete die Kommission und danach das Plenum darauf, eine solche Güterabwägung vorzunehmen. Für sie öffnete man einen Notausstieg: Zwar sei der «Zusammenhang mit der amtlichen Stellung oder Tätigkeit» eindeutig gegeben, doch gebe es «keinen Grund zur Annahme, dass die beiden Ratsmitglieder an dieser Medienkonferenz vorsätzlich eine Straftat begangen haben». Dies selbst dann, «wenn die eine oder andere Aussage im Nachhinein als unvorsichtig oder ungenau» erscheine. Diese Milde in der Beurteilung wurde

Toni Brunner nicht zuteil. Es wurde eindeutig mit verschiedenen Ellen gemessen. Im Communiqué der Rechtskommission findet sich nicht einmal ein Hinweis darauf, dass es Bürgerpflicht ist, die Regierung von einer Verschwörung in Kenntnis zu setzen.

«Stimmengewirr» gemäss Protokoll

Diese Ungleichbehandlung ist ausschliesslich politisch zu erklären. Und das Recht politisch anzuwenden, heisst, es willkürlich anzuwenden. Dabei würde alleine schon die Tragweite der Vorwürfe gegen Meier-Schatz und Glasson



Milde Beurteilung: Nationalrätin Meier-Schatz.

zu einer seriöseren Untersuchung und Beurteilung zwingen. Es geht nämlich nicht nur darum, was die beiden in jener berühmten Medienkonferenz der GPK an Verdächtigungen und Insinuationen – wissentlich und willentlich – in die Welt setzten. Es geht um die Gesamtheit der Machenschaften, die zum Sturz von Bundesrat Christoph Blocher in die Wege geleitet worden waren. Doch das ist offensichtlich unerwünscht.

Besser lässt sich kaum darstellen, was staatliche Willkür ist, und in konsequenter Weiterentwicklung seiner eigenen Rechtsprechung müsste das Bundesgericht auch Akte der Bun-

desversammlung auf Willkür überprüfen. In der Vergangenheit machte es sich unser oberstes Gericht in dieser Beziehung allerdings sehr einfach: So weigerte es sich beispielsweise, auf eine Stimmrechtsbeschwerde einzutreten, in der die Amtsführung von Nationalratspräsident Yves Christen (FDP) gerügt wurde. In der Absicht, die SVP zu demütigen und ihr einen ihr zustehenden Sitz am Bundesgericht zu verwehren, führte er zwei Wahlgänge durch statt einen, wie es das Ratsreglement vorschreibt. Sein Kalkül ging auf. Gewählt wurden die Kandidaten von FDP und CVP. Der freiwillige Parteienproporz wurde missachtet, die Untervertretung der SVP sogar noch verstärkt. Kritik an diesem Vorgehen wies er mit den Worten zurück, es stehe dem Parlament frei, das eigene Reglement nach Belieben zu interpretieren. Daraufhin herrschte gemäss Protokoll «Stimmengewirr».

Das Bundesgericht wollte nichts davon wissen, diesen Fall auf Willkür zu überprüfen. Wie bereits «ein kurzer Blick ins Gesetz zweifelsfrei» ergebe, führte es aus, stehe gegen Entscheide der eidgenössischen Räte gar kein Rechtsmittel zur Verfügung. Stimmt. Doch ein kurzer Blick ins Gesetz ergibt ebenso zweifelsfrei, dass es auch kein Beschwerderecht bezüglich Einbürgerungsentscheide der Stimmbürger gibt. Und ein Blick in die bundesgerichtliche Rechtsprechung ergibt schliesslich zweifelsfrei, dass die hohen Richter zu Lausanne genau ein solches Recht konstruiert haben, indem sie den Schutz vor staatlicher Willkür zum absoluten Grundrecht erhoben – und sich selbst zu den Kontrolleuren der Demokratie.

Wenn es dem Bundesgericht wirklich ernst wäre damit, unseren Staat und seine Bürger vor willkürlicher Rechtsanwendung zu schützen, müsste es auch Klagen gegen Willkürakte der Bundesversammlung zulassen. Warum soll ein Parlament davor geschützt sein, wenn dies sogar bei Entscheiden des Stimmvolkes, das wir hierzulande noch immer als Souverän bezeichnen, möglich ist?

Claudio Zanetti ist Jurist und Mitglied der SVP-Fraktion im Zürcher Kantonsrat.

Aschenputtel der Gegenwart

Jugendliche aus Patchwork-Familien werden eher kriminell als Kinder, die in traditionellen Familien aufwachsen. Das belegt eine breit angelegte Studie der Universität Lausanne. Es stellen sich Fragen gesellschaftlicher und politischer Natur. *Von Philipp Gut*

«Familien und Delinquenz»: Unter diesem nüchternen Titel hat der Lausanner Kriminologe Marcelo Aebi kürzlich einen Vortrag an einer Fachtagung in Interlaken gehalten. Der in Buenos Aires geborene Wissenschaftler arbeitet an der bisher umfassendsten Studie über den Zusammenhang von Familientypen und Jugendkriminalität. Was er herausgefunden hat, birgt Sprengstoff.

Zunächst bestätigen Aebis Untersuchungen ein bekanntes Phänomen: Kinder von alleinerziehenden Eltern verstossen häufiger gegen das Gesetz als Kinder aus intakten Familien. Schon dies ist ein bemerkenswerter Befund, der die Auflösung der klassischen Familie in einem kritischeren Licht erscheinen lässt, als dies in jüngster Vergangenheit oft der Fall war.

Aebi kommt überdies zu Ergebnissen, die das gängige Bild der Wissenschaft verändern.

Beim Computer-Hacking sind die Kinder von Alleinerziehenden an der Spitze.

Bis anhin verglich man lediglich traditionelle Familien mit – wie es im englischen Fachjargon heisst – *broken homes*, auseinandergebrochenen Haushalten, bei denen mindestens ein Elternteil abwesend ist. Aebi weitete die Untersuchungen aus: nicht nur auf klassische Familien und Alleinerziehende, sondern auch auf Patchwork- oder Stieffamilien, bei denen die Kinder mit einem Elternteil aufwachsen, der nicht ihre leibliche Mutter oder ihr leiblicher Vater ist. Der Anteil dieser «Flickenteppiche» (deutsch für *patchwork*) ist in den letzten Jahren rasant gestiegen. Man geht davon aus, dass er sich heute auf rund 15 Prozent beläuft.

Der interessante Befund: Jugendliche aus Patchwork-Familien neigen (noch) stärker zu kriminellen Handlungen als solche, die nur von einem Elternteil erzogen werden. Sie führen die Kriminalitätsrangliste an, vor den Jugendlichen mit einem alleinerziehenden Elternteil. Am wenigsten delinquent sind Jugendliche aus traditionellen Familien.

Die Studien des Lausanner Teams um Professor Aebi sind Teil eines internationalen Forschungsprojekts über die «selbst berichtete Delinquenz» von Jugendlichen. In dreissig Ländern werden dazu ausführliche Umfragen durchgeführt. Allein in der Schweiz befragten die Wissenschaftler 3648 Schüler zwischen 13 und 16 Jahren an 70 Schulen in 20 Kantonen.

Ein erster Bericht zur jüngsten Umfragerunde, an dem der renommierte Kriminologe Martin Killias beteiligt war, liegt seit Juni 2007 vor. Jetzt ist Marcelo Aebi daran, die Daten mit Blick auf die verschiedenen Familienformen auszuwerten. Erste Resultate sollen im Sommer erscheinen.

Der *Weltwoche* liegen – nachdem die *Sonntagszeitung* in ihrer jüngsten Ausgabe Teile daraus zitiert hat – die neusten Ergebnisse vor. Der generelle Befund der Studie bestätigt sich mit einer Ausnahme bei allen Delikt-Arten: Stets bereiten Jugendliche aus Patchwork-Familien die grössten Probleme. Die Unterschiede sind beträchtlich. 39,7 Prozent der Jugendlichen aus traditionellen Familien geben an, schon ein oder mehrere Male gegen das Gesetz verstossen zu haben. Bei Kindern mit einem alleinerziehenden Elternteil sind es 48,4 Prozent. Jugendliche aus Patchwork-Familien kommen auf 58,4 Prozent. Das sind fast 20 Prozent mehr als bei den Altersgenossen, die in intakten Familien aufwachsen.

Das Muster zeigt sich bei allen Delikten mit Ausnahme des Computer-Hacking. In diesem Bereich sind die Kinder von Alleinerziehenden an der Spitze. Sonst wiederholt sich das Bild: Bei schweren und leichten Gewalttaten, bei Vandalismus, Ladendiebstahl, Eigentumsverstössen oder Drogenhandel – überall delinquieren Kinder aus zusammengeflückten Familien am häufigsten. Am wenigsten anfällig für kriminelle Handlungen ist durchweg der Nachwuchs aus traditionellen Elternhäusern.

Gleich sind die Verhältnisse beim Alkohol- und Drogenkonsum, wenn auch mit geringeren Unterschieden. Und schliesslich werden Jugendliche, die aus Patchwork-Familien stammen, öfter Opfer von Übergriffen.

Schwache Bindungen

Wo liegen die Ursachen der erstaunlichen Befunde? Kriminologe Aebi ist auf eine interessante Fährte gestossen. Er wollte herausfinden, wie stark die Beziehungen der Jugendlichen aus den verschiedenen Familientypen zu ihren Eltern sind. Die stärksten Bindungen an die Eltern bestehen in klassischen Familien, die schwächsten in Stieffamilien. Dort gibt mehr als jeder fünfte Jugendliche an, eine schwache Beziehung zu mindestens einem Elternteil zu haben (in traditionellen Familien sind es lediglich knapp 6 Prozent).

Von der Eltern-Kind-Beziehung hängen laut Aebi Verhaltensweisen ab, die das Abgleiten in

die Kriminalität begünstigen. «Es kommt auf eine gute und starke Beziehung zu den Eltern an», so Aebi. Das «Auskommen» mit Vater oder Mutter sei ein «entscheidender Faktor».

Genau dies bereitet vielen Patchwork-Familien Probleme: «Wenn man nicht der biologische Vater oder die biologische Mutter eines Kindes ist, hat man Mühe, Autorität zu erlangen», beobachtet der Kriminologe.

Ein Blick auf die zahlreichen Beratungsseiten und Selbsthilfegruppen im Internet scheint die Schwierigkeiten zu bestätigen. Auf www.patchwork-familie.ch springt einen auf der Startseite ein «SOS-Telefon» an. «Eines unserer Anliegen», heisst es dort, «ist die Sofort-Telefon-Beratung, für dringende Probleme und auch als Massnahme, bevor man etwas tut, was man später bereuen würde.»

Weiterführende Artikel gibt es unter Titeln wie «Fünf Faktoren, wie Kinder die Trennung leichter bewältigen können», «Empfehlungen für Zweitehen und Stieffamilien» oder «Der Sohn meines Partners ignoriert mich».

Auf www.mein-kummerkasten.de schreibt eine Mutter: «Hallo. Ich bin recht verzweifelt, dass ich mich hier an euch wende. Auch ich lebe in einer Patchworkfamilie. Mein Mann und ich lieben uns sehr, gehen sehr harmonisch miteinander um, haben ein liebevolles und respektvolles Klima miteinander. Gehabt. Leider. Vor etwa drei Monaten zog der 13-jährige Sohn meines Mannes bei uns ein ...»

Damit begannen die Probleme: Streit zwischen den Kindern aus verschiedenen Ehen,

Am wenigsten anfällig ist durchweg der Nachwuchs aus traditionellen Elternhäusern.

mangelnde Autorität der Stiefmutter, Entfremdung vom Partner usw.

Für Kriminologe Aebi sind solche Vorkommnisse von mehr als anekdotischem Belang. Wie eine statistische Analyse zeigt, bestimmen in erster Linie drei Faktoren, ob Jugendliche straffällig werden: das (männliche) Geschlecht, «schwache Bindungen» an die Eltern sowie ein niedriger Grad an «Überwachung» und Betreuung durch die Eltern. Um zwei dieser drei Faktoren steht es in Patchwork-Familien besonders schlecht – das ist der springende Punkt. Hier sieht Aebi die Erklärung für das Phänomen, dass Jugendliche aus Patchwork-Familien so häufig delinquieren.



Fehlende Kontrollmechanismen: Gesprächsgruppe im Massnahmenzentrum Arxhof.

Das Team des Lausanner Professors kann durch Detailbefragungen belegen, dass wichtige Kontrollmechanismen in Patchwork-Familien schlechter spielen als in den anderen Familienmodellen. In Stieffamilien werden weniger klare Limiten gesetzt, wann ein Kind abends zu Hause sein muss. Gleichzeitig gehorchen Jugendliche aus solchen Familien schlechter.

Die neuen Erkenntnisse scheinen nicht nur für die Kriminalistik bedeutsam zu sein. Es stellen sich Fragen gesellschaftlicher und politischer Natur.

Mehr Scheidungskinder

Was ist zu tun? Marcelo Aebi fordert, dass Kinder aus Patchwork-Familien «mehr Aufmerksamkeit» erhalten sollten, beispielsweise in den Schulen. Doch reicht das? Sollen die Lehrer einmal mehr einspringen, wenn das Elternhaus versagt?

Die Ursachen der Misere reichen wohl tiefer. Der gesellschaftliche Trend der letzten Jahre begünstigt jene Tendenzen, die Jugendliche leichter in die Kriminalität treiben. «Die Zahl der Scheidungskinder steigt weiter», schreibt das Bundesamt für Statistik im Bericht «Familien in der Schweiz» aus dem vergangenen Jahr: «Bei knapp der Hälfte aller Scheidungen

sind Kinder betroffen. Liessen sich 2002 die Eltern von 12 700 unmündigen Mädchen und Jungen scheiden, so waren es 2007 14 700 mitbetroffene Kinder.» Ein markanter Anstieg in bloss einem halben Jahrzehnt. Nach wie vor seien «die meisten Kinder bei einer Scheidung der Eltern zwischen 5 und 14 Jahre alt». Das ist genau das Altersspektrum, auf das es ankommt – im Guten wie im Schlechten.

Im Vorwort des Berichts heisst es: «Die Institution Familie unterliegt einem starken Wandel. Ihre Veränderungen prägen die Gesellschaft von heute und morgen, denn die Familie ist eines ihrer tragenden Elemente. Als Ort der Sozialisierung vermittelt sie viele Werthaltungen und beeinflusst viele Verhaltensweisen.»

Im Licht der jüngsten kriminologischen Forschungen zum Zusammenhang von «Familie und Delinquenz» haben diese Zeilen einen dramatischeren Hintergrund, als sich die Verfasser wohl träumen liessen.

Denn: Für Kinder aus Patchwork-Familien interessierten sich die Statistiker des Bundes bisher nicht. «Wie viele Paare nicht mehr die leiblichen Eltern sind, ist nicht bekannt», heisst es dazu lapidar.

Ausführungen zu Alleinerziehenden finden sich hingegen zuhauf, oft mit politisch im-

prägnierten Verweisen auf die Internetseiten von Gleichstellungsbüros und ähnlichen Lobbyorganisationen.

Kult um Alleinerziehende

Insofern erscheinen die Bundesstatistiker als Symptom eines Zustands, den sie mit ihren Daten eigentlich erhellen sollten: der einseitigen Fokussierung auf die Alleinerziehenden. Um sie, meist Frauen, hat sich in den letzten Jahren eine Art Kult entwickelt. Die alleinerziehende Mutter, schrieb ein gewitzter Zeitgenosse, sei so etwas wie die heilige Muttergottes des säkularen Zeitalters. Man verehrte sie als Ikone einer von angeblich restriktiven Bindungen befreiten Gegenwart. Die Politik suchte die Verhältnisse alleinerziehender Mütter zu verbessern – was diese Schrumpfform der Familie wiederum attraktiver machte.

Aufgeschreckt durch die kriminologischen Fakten zur Patchwork-Familie, schreibt Jacqueline Fehr, Zürcher Nationalrätin und Vizepräsidentin der SP Schweiz: «Bei allem Respekt vor den Bedürfnissen der Eltern: Die Bedürfnisse der Kinder gehen vor.» Die Kinder aus Patchwork-Familien dürften nicht die «Aschenputtel der Gegenwart» werden.

Sollte das ein Argument für die klassische Familie sein – ihm wäre nichts beizufügen. ○

König im Märchenreich

Hugo Chávez, Präsident Venezuelas, herrscht praktisch uneingeschränkt über sein Volk und den grössten Ölschatz der Welt. Mit dem Schmelz eines Operettensängers verückt er die Wähler. In zehn Jahren hat er kaum ein Problem seines Landes gelöst, aber viele neue geschaffen. *Von Ruedi Leuthold*



Revolutionäre Heilsversprechen: Herrscher Chávez weiss, warum ihn sein Volk anbetet.

Am 15. Februar 2009 machte Venezuela seinen revolutionären Führer Hugo Chávez zum demokratisch gewählten König in einem märchenhaften Reich mit dem grössten Ölschatz der Welt. Es hat in der Neuzeit andere Herrscher gegeben, die ihre Macht bis zur Neige ausgekostet haben, Josef Stalin im Sowjetreich, 29 Jahre, Mao Zedong in China, 27 Jahre, Kim Il Sung in Nordkorea, 45 Jahre, Fidel Castro in Kuba, ein halbes Jahrhundert. Für sie alle ist Hugo Chávez nicht ohne Bewunderung. Wie aber ist es dem Sohn eines armen Dorfschullehrers gelungen, es seinen Vorbildern gleichzutun, mit viel weniger Blutvergiessen, aber ebenso langen Reden? Obwohl er in den zehn Jahren seiner Herrschaft kaum ein Problem seines Landes gelöst und bloss viele neue geschaffen hat?

Seine Anhänger verückt er mit dem Schmelz eines Operettensängers, im Ausland tritt er auf

wie ein bekiffter Rockprolet. Warum erfüllte das Volk, in republikanischen Zeiten gewachsen, seinem Präsidenten den Wunsch nach königlichen Rechten? Ist er denn nicht der berühmte Wolf im Schafspelz, der die Demokratie abschaffen will, die ihn zum König gemacht hat? Oder ist er vielmehr ein Lämmchen im Wolfspelz, dessen revolutionäre Heilsversprechen man nicht zum Nennwert nehmen darf? Der seinen Todfeind im Weissen Haus zwar als Irren und Massenmörder beschimpfte, ihm aber weiterhin sein Öl verkaufte?

In Wirklichkeit ist der Herrscher in vielen Häuten zu Hause, und mit grösstem Vergnügen schlüpft er von der einen in die andere. Wie der Puppenspieler im Kindertheater ist er der Räuber, der Angst und Schrecken säet. Die gute Fee, die Schätze ausschüttet über Waisen und Witwen, der dumme August, der die Armen zum Lachen bringt. Der Polizist, der mit Prü-

geln droht, falls sich jemand davonmachen will, ohne zu erfahren, ob die Geschichte ein gutes Ende nehmen und es dem König gelingen wird, die Völker des Südens vom Joch des Imperialismus zu befreien und sie mit dem Sozialismus des dritten Jahrtausends zu beschenken.

Macht der magischen Beschwörungen

Angefangen hat dieses Märchen in Sabaneta, einem kleinen Städtchen im Westen des Landes, wo die Väter regieren und das weite flache Land der Fantasie keine Grenzen setzt. Die Mutter, jung verheiratet, überfordert von der plötzlichen Kinderschar, übergab ihre beiden Ältesten der Gossmutter zur Aufzucht. Dieser Verrat, wissen seine Biografen, habe den jungen Hugo derart gekränkt, dass er einmal ganze zwei Jahre lang kein Wort an seine Mutter richtete. Seine Grossmutter, obwohl katholisch erzogen, besuchte die Kirchen evangeli-

scher Prediger. Dort erlebte der Junge die Macht der magischen Beschwörungen und wie sie zu Wahrheiten werden, wenn man sie tausendfach wiederholt. Und sonst wollte Hugo, wie viele andere Buben zur damaligen Zeit, Baseballspieler werden oder ein berühmter Revolutionär.

Das südliche Amerika träumte davon, sich neu zu erfinden. In Kuba waren Che Guevara und Fidel Castro mit ihrem Guerillakrieg erfolgreich gewesen, und es gab kein Land, in dem junge Leute nicht einen abgelegenen Berg aufsuchten, um dort Tagebuch zu schreiben und die Bedingungen für den grossen Aufstand zu schaffen. Sein älterer Bruder und ein marxistischer Lehrer führten Hugo in einen Untergrund linker Verschwörungen und revolutionärer Träume, der in Venezuela besonders heftig brodelte. Hugo gehörte nicht zur lokalen Guerillabewegung, die von Fidel Castro eifrig unterstützt wurde, da seine Revolution hier den idealen Brückenkopf zur Eroberung des Kontinents erkannte. Hugo begnügte sich damit, Tagebuch zu schreiben und darin seinen Stil zu entwickeln, der ihn später zum erfolgreichsten Fernsehprediger der Welt machte: biblisches Pathos, marxistische Prosa, die Poesie mexikanischer Sauflieder.

Ideologischer Abfallverwerter

«Ich werde nicht ruhen, bis die Ketten gefallen sind, mit denen die Mächtigen unser Volk unterdrücken», schrieb er mit 19 Jahren als junger Soldat. Diesen Satz hatte er bei Simón Bolívar abgeschaut, nur «Spanier» hatte er durch «Mächtige» ersetzt. Die Verehrung für den lateinamerikanischen Befreier wurde zu seinem politischen Programm. Anfang 2008, 177 Jahre nach dessen Tod, befahl er die Exhumierung; seine Ärzte sollten beweisen, dass der Held Bolívar nicht an Tuberkulose gestorben war, sondern von den Imperialisten und der venezolanischen Oligarchie ermordet worden war.

Damals aber, in der fiebrigen Zeit der grossen Träume, waren venezolanische Guerilleros aus dem Libanon und Irak zurückgekehrt, beeindruckt vom blinden Eifer der Gotteskrieger, die im Namen Allahs in den Krieg gegen die Ungläubigen zogen. Sie hatten die Theorie in die Welt gesetzt, dass die lateinamerikanische Erweckung nur mit der Hilfe eines gemeinsamen Propheten stattfinden könne und als religiöses Symbol des Befreiungskampfes nur einer in Frage käme, Simón Bolívar, die Geissel der spanischen Eroberer.

Hugo, tapferer Fantast, unermüdlicher Koppist, ideologischer Abfallverwerter, war von dieser Vision erleuchtet, als er am 4. Februar 1992, mittlerweile als Oberstleutnant der Fallschirmjäger, zum Putsch gegen die demokratische Regierung blies. Das Unterfangen war ausserhalb jedes Vorstellungsvermögens in einer Zeit, da ringsum die Militärdiktaturen abdankten, und es war schlecht vorbereitet. Die



Bewunderung für Mächtige: Kubas Präsident Raúl Castro (l.), Chávez, Bolívar-Bildnis.

Kapitulation wurde von einigen Mitverschwörern später feige und vorzeitig genannt. Sie verriet aber, dass Hugo in keiner Art und Weise von Todessehnsucht getrieben wurde und dass er, was später als günstiges Zeichen gedeutet wurde, zu vernünftigen Handlungen fähig war, wenn es um sein eigenes Überleben ging. Vor allem aber gab ihm die Rede, mit der er seine Mitstreiter im Fernsehen zur Aufgabe bewog, die Gelegenheit, sich seiner magischen Wirkung auf die Massen bewusst zu werden. Nachher, so war er sich später sicher, beteten die Leute für ihn: «Chávez unser, der du im Gefängnis bist, geheiligt sei dein Name.»

Das Volk, das für ihn betete, war ein Volk ohne geregelte Arbeit, ohne festen Glauben, ohne gefestigte Identität und ohne König. Das Unglück Venezuelas war das Öl, das wie Manna aus dem Boden schoss. Es gab keine Industrie im Land, es gab kein Bürgertum. Es gab drei Parteien, welche die Einnahmen aus der verstaatlichten Ölindustrie verteilten und die aufgehört hatten, das Volk zu repräsentieren. Sie ersetzten es. Es gab immer mehr Ausgeschlossene, Meister in der Kunst des kurzfristigen Überlebens, langfristig auf einen Lottogewinn oder sonst ein Wunder bauend. Hugo Chávez war einer von ihnen. Aufgewach-



Wie der Puppenspieler im Kindertheater: Soldaten schirmen Chávez bei öffentlichem Auftritt ab.

sen mit den Mythen der revolutionären Erlösung, besitzt er ein intimes Gespür für die geheimen Hoffnungen jener Menschen, die in den Programmen der Regierung und der internationalen Gemeinschaft nur noch als Sozialhilfeempfänger vorkamen. Er kennt ihr Bedürfnis nach Anerkennung und Protagonismus, er weiss aber auch, dass ihre Seele schwankend und verräterisch ist, jederzeit bereit, zu einem andern Gott zu beten, der eine noch bessere Zukunft verspricht.

1998 gewann Hugo Chávez, scheinbar ausichtslos gestartet, die Wahlen mit 56 Prozent der Stimmen gegen eine Ex-Miss-Universum, letzte Bannerträgerin einer abgewirtschafteten Demokratie. Er ging nun daran, seine «bolivarianische Agenda» umzusetzen, die er im Gefängnis ausgearbeitet hatte. Sie sah vor, innert zwanzig Jahren die repräsentative Demokratie zu überwinden und nach der Konsolidierung einer revolutionären Demokratie das grosse bolivarianische Vaterland auf ganz Lateinamerika auszuweiten.

Von nun an gab es keine Abstimmung und keine Wahl mehr, die der neue Herrscher nicht auf die Frage zuspitzte: Sozialismus oder Oligarchie, Venezuela oder USA, Freund oder Feind? In seiner revolutionären Demokratie gab es keine Opposition mehr. Es gab nur Verräter, die mit Hilfe des Staatsapparates bekämpft wurden. Hugo, der informelle König der informellen Mehrheit, hatte seine Gegner in der Falle: Sie konnten nichts anderes tun, als mit jeder demokratischen Auseinandersetzung seine absolutistischen Machtansprüche zu legitimieren.

Als unzufriedene Militärs zusammen mit den mächtigen Funktionären der Ölindustrie das Dilemma mit einem Putsch gegen Chávez zu lösen versuchten, mehrten sich nur des Herr-

schers Macht und Ruhm. Nach dem Scheitern des Umsturzes besetzte er die Spitze der staatlichen Ölgesellschaft mit eigenen Leuten. Damit besass er den uneingeschränkten Zugriff auf den Staatsschatz, der mit steigenden Rohstoffpreisen jeden Tag wuchs. Die erklärte Feindschaft des amerikanischen Geheimdienstes CIA, an der Planung des Putsches nicht unbeteiligt, machte ihn endlich zur Märchengestalt seiner eigenen Fantasien: die Wiedergeburt Simón Bolívars, der neue Befreier der unterdrückten Völker Amerikas, der natürliche Erbfolger der kubanischen Revolution, deren Träume er mit der Macht der aus dem Boden sprudelnden Energie verwirklicht.

Dem Putsch vorausgegangen waren sinkende Umfragewerte, was den Herrscher daran erinnerte, dass er in einer Gesellschaft der klassenlosen Ungleichheit ein Gefangener der treulosen Mehrheit ist; das Volk will verführt und unterhalten sein, sonst sucht es sich einen neuen Gott. Hugo Chávez verführte mit Radioansprachen, Krankenstationen, mit Schulen ohne Leistungszwang, mit Mitbestimmungsmodellen in den Armenvierteln. Viele Anstrengungen zur Aktivierung des Bürgersinns blieben reine Fiktion. Aber sie verhalfen, so kindlich sie auch vermittelt wurden, der bolivarianischen Revolution zu einer Legitimation und der Welt zu einer Lehre: Es reicht den Armen nicht, einen vollen Magen zu haben. Ebenso sehnen sie sich nach einem Sinn und einer Aufgabe.

Chávez gelang es, einer Mehrheit der Bevölkerung das Gefühl zu geben, eine nützliche Rolle zu spielen. 2006 wurde er für weitere sechs Jahre gewählt. Ein Jahr später forderte er per Verfassungsänderung die unbeschränkte Wiederwahl. Zu diesem Zeitpunkt war, trotz des immensen Ölreichtums, die Kaufkraft der

Bewohner in seinem Land so niedrig wie fünfzig Jahre zuvor. Caracas war eine der gewalttätigsten Hauptstädte der Welt geworden, Venezuela galt nach Haiti als das korrupteste Land Lateinamerikas und weltweit als eines der gefährlichsten, um Geschäfte zu machen; die Inflation betrug über dreissig Prozent. Am 2. Dezember 2007 verwarfen die Bürger das Ansinnen, die erste Niederlage nach dreizehn Wahlsiegen. Aber Niederlagen sind nicht vorgesehen in der Agenda der revolutionären Demokratie. Einige Dinge, die ihm das Regieren erleichterten, führte Chávez per Dekret ein, und Anfang 2009 brachte er die Einführung monarchistischer Traditionen nochmals zur Abstimmung, diesmal besser vorbereitet. Beamte und Soldaten wurden mobilisiert, Chávez versprach, «die Konterrevolutionäre» zu pulverisieren; die Polizei und seine eigenen Schlägertrupps trieben Gegendemonstrationen auseinander.

Olymp der toten Helden

Mit 55 Prozent der Stimmen wurde Hugo zum neuen König von Venezuela gewählt. Die Frage ist, wie das Märchen ausgehen wird.

Auf dem Höhepunkt seines Deliriums, als er die Zeit in seinem Reich um eine halbe Stunde vorstellen liess, um den Stoffwechsel der Bevölkerung günstig zu beeinflussen, bekam Chávez für das Fass Öl 148 Dollar. Mit einem Ölpreis, der unter 40 Dollar gesunken ist, fällt es ihm schwer, für seine Anhänger in den Armenvierteln den guten Onkel zu spielen. Der teuflische Feind, das böse Imperium der Vereinigten Staaten, hat einen schwarzen Präsidenten gewählt, der einen sensiblen Umgang mit dem Rest der Welt verspricht. Die energetisch-revolutionäre Achse mit Kuba und Bolivien verliert ohne Ölmilliarden und ohne einleuchtende Kriegsrhetorik eine Verführungskraft, die selbst den grossen Nachbarn Brasilien bedrängte. Die Parlamentswahlen im nächsten Jahr könnten der Anfang sein zu einem guten Ende der Geschichte.

Das Ende des Revolutionärs ist unweigerlich der Heldentod. Es gibt einen Zug im Wesen von Hugo Chávez, der ihn auf das Letzte hin zu treiben scheint, in den Olymp der toten Helden. Dazu fehlt bloss ein Krieg, und er hat es nicht versäumt, einige Vorbereitungen zu treffen. Eine besteht aus der sogenannten antiimperialistischen interkontinentalen Achse mit dem Iran. Chávez unterstützt Mahmud Achmadschad in dessen Bemühungen, aus dem Iran eine Atommacht zu machen. Er kündigte schon an, die eigenen Ölfelder in die Luft zu sprengen, falls der Iran angegriffen werde. Er kaufte auch Waffen von Russland und China, um sein Land auf einen Angriff des Imperiums vorzubereiten. Dieses Szenario malt er so schreckensfroh an die Wand, dass man annehmen möchte, dass keiner so gerne erfahren möchte, wer er wirklich ist, wie Hugo Chávez selber: Held oder doch nur ein fantasiebegabter Angeber. ○



Intimes Gespür für geheime Hoffnungen: Chávez in seiner wöchentlichen Fernseh-Show.

Am Tor zur Welt

Aussenministerin Micheline Calmy-Rey kämpft für die Anti-Rassismus-Konferenz Durban II. Aber die Schweizer Diplomatie verhält sich erstaunlich passiv.

Von Pierre Heumann

Im April mutiert Genf zu «Durban». Den einen ist das ein stolzes Synonym für die Uno-Konferenz gegen den Rassismus, die vor acht Jahren in der südafrikanischen Stadt mit viel Publizität durchgeführt wurde. Andere winken hingegen entsetzt ab, wenn sie den Namen der drittgrössten Stadt Südafrikas hören. Er ist für sie gleichbedeutend mit einem zynischen Zirkus, dessen Arena von arabischen Staaten missbraucht wurde, um Israel als weltweit einzigen Sünder wider die Menschenrechte an den Pranger zu stellen und den Westen für das Böse in der Welt verantwortlich zu machen. Die Konferenz in der südafrikanischen Hafenstadt artete denn auch in ein wüstes Gerangel aus, das der Sache – dem Kampf gegen den Rassismus – mehr schadete als nützte: Er wurde politisiert.

Jetzt soll in Genf, am Sitz der Uno, überprüft werden, was aus dem damals verabschiedeten «Aktionsprogramm» geworden ist. Die vier-tägige Nachfolgekonzferenz, die am 20. April beginnt und das Kürzel Durban II trägt, sorgt allerdings bereits im Vorfeld für Zoff. Kanada, Italien und Israel wollen Durban II boykottieren, die USA zaudern und knüpfen ihre Teilnahme an Bedingungen, die EU verhandelt noch über das Schlussdokument und behält sich ein Abseitsstehen vor.

Auch Länder wie die Niederlande, Dänemark, Polen, Grossbritannien, Tschechien, Slowenien oder Australien sind gegenüber dem Unterfangen Durban II äusserst skeptisch eingestellt und nicht sicher, ob sie Delegationen nach Genf schicken werden.

Die Eidgenossenschaft sei als Gastgeberin am Erfolg der Konferenz interessiert, sagte EDA-Chefin Micheline Calmy-Rey kürzlich in einer Fragestunde im Nationalrat. Sie telefoniert mit den Mächtigen Europas, um sie von der Wichtigkeit der Teilnahme zu überzeugen. Denn die Tagung ist ganz nach ihrem Sinn. Menschenrechte sind ihr Ding. Und es sei ihr Traum, die internationale Konferenz mit einer Grundsatzrede zu eröffnen, munkelt man in ihrer Umgebung. Ihre Mitarbeiter wissen, was von ihnen erwartet wird: Sie sollen für Projekte sorgen, die Calmy-Rey ins internationale Rampenlicht stellen.



Zynischer Zirkus: EDA-Chefin Calmy-Rey mit Uno-Menschenrechtskommissarin Pillay.

Über eine Teilnahme werde der Bundesrat aber erst «zu gegebenem Zeitpunkt» entscheiden, heisst es im EDA. Der Kampf gegen den Rassismus sei nämlich eine ernste Frage, die nicht zum Spielball politischer Spekulationen werden dürfe, meint Calmy-Rey.

Da dürfte man doch eigentlich annehmen, dass sie sich zumindest hinter den Kulissen für die Redaktion einer griffigen, aber doch konsensfähigen Schlussklärung ins Zeug legt, um der Konferenz zum Erfolg zu verhelfen. Doch wer sich in Genf umhört und wissen will, wer denn die treibenden Kräfte bei der Suche nach Kompromissvorschlägen seien, stösst auf allerhand Namen – aber die Schweiz findet sich nicht darunter.

Antiwestliche Politik

Die Niederlande haben einen eigenen Vorschlag präsentiert, und Russland hat einen Vermittler zur Verfügung gestellt, der mit Hilfe belgischer, ägyptischer sowie norwegischer Experten eine verbesserte Version des ersten Entwurfs ausgearbeitet hat. Mit zahlreichen Entschärfungen wollten sie erreichen, dass auch die skeptischen EU-Regierungen Delegierte nach Genf schicken würden. Ausgerechnet das Gastgeberland, das auf seine Guten Dienste sonst so stolz ist, verhält sich indessen reichlich passiv. «Die Schweiz spielt keine bedeutende Rolle», sagt zum Beispiel der UN-Botschafter eines westlichen Landes, der anonym bleiben möchte. Und Schweizer Diplomaten meinen, sie wüssten noch nicht, wo ihre Chefin die «roten Linien» ziehe.

Dabei gäbe es noch viel zu richten. Denn so intensiv an den Versionen bisher auch gefeilt wurde – ein zentrales Problem bleibt. Heuchlerisch wäre es, darüber hinwegzusehen. Im

ersten Paragrafen der Schlussklärung wird nämlich prominent und explizit Bezug auf die unsägliche, unausgewogene Konferenzresolution von Durban I genommen. Damit wird Durban I zum integralen Teil der Genfer Tagung. Wer sich in Genf vertreten lässt, gibt auch Durban I den Segen.

Verantwortlich für «Durban» ist der Uno-Menschenrechtsrat. Unter der Fuchtel iranischer, libyscher, chinesischer und kubanischer Diplomaten und Experten wurden Dokumente ausgearbeitet, in denen es nicht um die Sache, also Rassismus, sondern um antiwestliche Politik geht. Sie haben die Federführung: Gaddafis Vertreter präsidieren den Vorbereitungsausschuss, der Berichterstatter des Organisationskomitees stammt aus Kuba, und die Islamische Republik Iran spielt ebenfalls eine führende Rolle.

Eine Chance, die sie intensiv nutzen, um auf internationalem Parkett von eigenen Problemen – nein: Verfehlungen und Verbrechen – abzulenken und sie totzuschweigen. So werden zum Beispiel weder Christenverfolgungen in arabischen Ländern noch die Hetze gegen Bahai-Gläubige im Iran erwähnt. Auch die Tatsache rassistisch motivierter Verfolgungen und Völkermorde blieb bei Durban I unerwähnt. Und mit einem Griff in die Geschichtskiste wurde der Kolonialismus beschuldigt, für die Unterdrückung afrikanischer Völker verantwortlich zu sein.

Indem die Folgekonferenz auf dieser einäugigen Weltsicht nicht nur aufbaut, sondern sie verinnerlicht, verbaut sie sich die Chance der Relevanz. Und läuft Gefahr, in den Strudel antiwestlicher Dynamik zu geraten. Ein Scheitern der Genfer Durban-Veranstaltung wäre freilich auch ein Flop für die Chefin des EDA. ○

«Ein Stück Schokolade mehr»

Peter Brabeck, VR-Präsident von Nestlé, spricht über fehlende Schweizer Aktionäre, die bevorstehende Lebensmittelkrise und seine Rennauto fahrende Frau. *Von Carmen Gasser und Cédric Widmer (Bild)*

Herr Brabeck, vor genau vierzig Jahren haben Sie als Eiscremeverkäufer bei Nestlé begonnen und es bis zum CEO und VR-Präsidenten geschafft. Wie plant man so eine Karriere?

Gar nicht. Sie müssen wissen, in meiner gesamten Laufbahn habe ich nie um den nächsthöheren Job gebeten, nie.

Ich habe eine andere Version gehört. Sie sollen einst Ihrem Vorgänger Helmut Maucher auf den Kopf zugesagt haben, dass Sie seinen Sessel wollen.

Nein, die Situation damals war anders. Maucher fragte mich: «Was wollen Sie eigentlich bei Nestlé?», und darauf antwortete ich: «Den Platz, wo sie jetzt sitzen.»

Es war also Ihr erklärtes Ziel?

Schauen Sie, ich war immer glücklich in der Position, in der ich war. Damals in Wien als Eiscremeverkäufer war ich der glücklichste Mensch auf Erden. Am Tag, als man mich ins Hauptquartier beordnete, war mein traurigster Tag. Ich dachte, die Welt geht zu Ende. Als ich in Ecuador war und man mir sagte, ich solle Venezuela übernehmen, war ich todtraurig. Und als man mir in Venezuela sagte, ich solle zurückkehren nach Vevey, habe ich nein gesagt.

Wie lockte man Sie schliesslich zurück?

Maucher hat mich persönlich angerufen mit den Worten: «Herr Brabeck, ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gefragt, sondern gesagt, Sie sollen hier sein.»

Was hat Ihnen am meisten Mühe bereitet?

Die Diskussionen über mein Doppelmandat. Die Situation war emotional so aufgeheizt, dass mich die Leute auf dem Gehsteig fast anspuckten und Erpresserbriefe schrieben. Verständlich, wenn man auf einer Titelseite liest: «Brabeck will doppelt so viel verdienen, sein jetziges Gehalt reicht ihm nicht, deshalb will er das Doppelmandat.» Dabei hat niemand mit mir geredet, es wurde keine faire Diskussion darüber geführt, warum der Verwaltungsrat so entschieden hatte.

Ihr Gehalt sorgt schon wieder für Aufregung, da Sie als VR-Präsident 2008 14 Millionen Franken bezogen, CEO Paul Bulcke nur 8. Wie können Sie das rechtfertigen?

Sie dürfen nicht vergessen, dass ich bis zum 1. Mai 2008 CEO war, Paul Bulcke war damals noch Generaldirektor. Nächstes Jahr erhält Bulcke selbstverständlich ein höheres Gehalt als ich.

Sie sind jetzt 64. Haben Sie sich ein Limit gesetzt, wann Sie aufhören bei Nestlé?

Ich habe mir kein Limit gesetzt. Ich glaube nicht, dass das Alter eine grosse Rolle spielt, solange man geistig interessiert ist und Freude am Lernen hat. Auf jeden Fall gibt es bei Nestlé eine Altersgrenze im Verwaltungsrat, und die liegt bei 72. Später vielleicht mal, mit 80, wer weiss, schreibe ich ein Buch.

Und dann werden Ihre Söhne einst in Ihre Fussstapfen bei Nestlé treten?

Das ist Familienmitgliedern der Generaldirektion nicht erlaubt.

Eine Regelung Ihres Vorgängers, die Sie bedauern?

Sie ist absolut richtig. Es ist unfair den Kindern und der Organisation gegenüber. Die Hälfte der Leute würde sagen, der macht eh nur Karriere, weil er Sohn ist. Zudem gilt diese Regelung ja nur, solange man im Amt ist.

Was machen Ihre drei Kinder eigentlich?

Ein Sohn ist CFO bei Roche in England, der andere ist CEO von Coca-Cola in Schweden. Meine Tochter lebt oberhalb von Vevey. So sehe ich eines meiner Enkelkinder regelmässig, wenn ich hier bin.

Tut es Ihnen heute leid, dass Sie häufig Ihre Kinder nicht ins Bett bringen konnten?

Es kommt auf die Qualität der Zeit an, die man mit Kindern verbringt, nicht auf die Quantität. Zudem waren sie häufig dabei, in der Wüste, in den Bergen, bereits als sie ganz klein waren. Auch heute noch gehen wir jedes Jahr alle zusammen eine Woche Ski fahren.

Gemessen an der Höhe Ihrer Funktion, haben Sie riskante Hobbys. Wie oft waren Sie bereits in gefährlichen Situationen?

Seitdem ich laufen kann, gehe ich bergsteigen. Meine Eltern haben mich schon am Seil mitgenommen, als ich klein war. Ich war auf der ersten Hindukusch-Expedition 1967, im zweithöchsten Gebirge der Welt. Dort habe ich zwei meiner besten Freunde verloren und bin als Einziger zurückgekommen. Dieses Jahr erlebte ich Ähnliches. Aber ich bin mir des Risikos sehr wohl bewusst.

Gab es wieder Tote?

Ich war auf dem Aconcagua, dem höchsten Berg Amerikas. Auf 6 400 Metern, bei minus 37 Grad kam ein Schneesturm auf. Der Gipfel lag vor uns, doch wir sind umgekehrt. Es tut einem wahnsinnig leid, nach zwölf Tagen auf dem Berg und mit dem Gipfel vor sich zurückzugehen, dabei haben gerade

mal 500 Meter gefehlt. Aber meine Verantwortung ist zu gross. Zumal zwei Tage zuvor zwei Menschen auf dem Berg gestorben sind, zwei Tage nach uns noch mal vier.

Es würde mich interessieren, was Ihre Frau zu solch riskanten Aktionen sagt. Teilt sie Ihre Leidenschaften?

Also das Harley-Fahren kommt von ihr. Sie ist diejenige, die leidenschaftlich Motorrad und Rennautos fährt. Das ist übrigens immer sehr lustig, wenn sie zu einer Rennstrecke kommt – sie ist ja nicht sehr gross und nicht so weit entfernt von meinem Alter – und dann in ein Rennauto einsteigt und den anderen Männern um die Ohren fährt. Das männliche Ego reagiert seltsam, wenn ihnen eine Grossmutter davonfährt.

Sie sind neu im Verwaltungsrat der Formel 1. Für welches Team schlägt Ihr Herz?

Als Verwaltungsrat muss mein Herz für alle Teams gleich schlagen. Ich hoffe stets, dass es ein spannendes Rennen gibt und die Kerle ein wenig mehr überholen.

In all den Jahren sind Sie Gastarbeiter geblieben. Weshalb wollten Sie nie Schweizer werden?

Ich sehe keinen Grund, warum ich meine Nationalität ändern soll. Ich bin als Österreicher geboren und werde als Österreicher sterben. Zumal ich in der glücklichen Lage bin, dass mich die Schweiz akzeptiert hat und ich die wichtigste Schweizer Firma führen durfte und weiterhin präsidieren darf.

Apropos Österreich: Was sagen Sie dazu, dass die FPÖ in Ihrem Heimatland nach dem Tod Jörg Haiders einen derartigen Erdrutschsieg errungen hat?

Nun ja, wir Kärntner sind eben ein spezielles Volk, tun nie das, was von uns erwartet wird. Aber daran sieht man, dass Jörg Haider sehr populär war in Kärnten. Sie haben das Begräbnis ja gesehen, das ganz einem Staatsbegräbnis glich.

Lassen Sie mich raten, Sie sind FPÖ-Wähler?

Ich bin dagegen, dass man als Auslandösterreicher wählt, und mache das auch nicht. Man bestimmt eine Regierung mit, deren Auswirkungen man nicht erdulden muss.

Der Fall UBS hat deutlich gemacht, wie schnell selbst Grossunternehmen wanken können. Sie präsidieren das grösste Unternehmen der Schweiz, mit 275 000 Mitarbeitern weltweit. Ist dieses Klumpenrisiko für die Schweiz tragbar?

Das ist ein kritisches Thema für die Schweiz, ganz klar. Aber die Frage ist ganz einfach:



«Als Eiscremeverkäufer war ich der glücklichste Mensch auf Erden»: Nestlé-Verwaltungsratspräsident Brabeck.

Wollen wir eine Schweiz, die ja ein relativ kleines Land ist, als Heimat für grosse, multinationale Betriebe oder sagen wir, wir können uns das nicht leisten, und wollen nur kleine Firmen? Interessant ist ja, dass wir als Vertreter einer multinationalen Firma immer wieder daran erinnert werden, was eine Schweizer Firma zu tun hat und was nicht. Gleichzeitig vergisst man, dass keine dieser multinationalen Firmen eigentlich mehr eine Schweizer Firma ist. Wir haben ein paar Schweizer Aktionäre, die aber nicht mehr in der Mehrheit sind, da ein grosser Teil ihre Aktien verkauft hat.

Stört Sie das?

Das gehört einmal gesagt. Vor fünfzehn Jahren noch waren mehrheitlich Schweizer Aktionäre der Nestlé. Aber sie verkauften ihren Aktienanteil an Nestlé aus

Management viel schwieriger, wenn wir die Schweizer Tradition und Kultur verteidigen müssen, aber mehrheitlich Hedge-Funds oder amerikanische Investoren als Aktionäre haben, die ganz andere Vorstellungen besitzen.

Wenn wir schon bei der UBS sind: Was kam Ihnen als Credit-Suisse-Vizepräsident in den Sinn, als Sie hörten, dass Oswald Grübel, der Retter der CS, nun ausgerechnet die Erzrivallin UBS saniert?

Ich glaube, der Ossi hätte das unter normalen Umständen nicht gemacht. Aber dieser Schritt war sicher gut für die UBS, für den Finanzplatz und somit schliesslich auch für die CS. Ich persönlich habe Ossi gratuliert und ihm viel Glück gewünscht.

Kann das Tandem Villiger/Grübel funktionieren?

wurden diese Hypotheken gebündelt und von einer Bank zur nächsten geschoben.

Also ist Bill Clinton Ihrer Meinung nach schuld an diesem Debakel ...

... und das nächste bahnt sich jetzt an mit Barack Obama. Wenn er Milliarden zur Verfügung stellt, damit jeder Amerikaner sein Haus behalten kann, egal, ob er Geld hat oder nicht, ist das die Wiederholung von 1999.

Andere sind der Meinung, die Regierungen unternahmen zu wenig, um die Auswirkungen der Finanzkrise abzufedern.

Auf der einen Seite haben die Regierungen unglaublich viel gemacht. Ich bin eher beunruhigt über das Zuviel als über das Zuwenig. Die Höhe der Fördergelder wird die kritische Wirtschaftslage über Jahre hinaus negativ beeinflussen.

Unlimitiert mobil telefonieren und sorglos mit dem neuen

Mobil telefonieren zum Pauschaltarif.

Mit Sunrise flat basic telefonieren Sie schon ab CHF 10.- pro Monat* unbegrenzt ins Sunrise Mobilnetz. Wenn Sie kein neues Handy beziehen, profitieren Sie von einer tieferen Abogebühr.

Weitere günstige Angebote finden Sie im Sunrise center oder unter sunrise.ch/flat

*Anrufe ins Schweizer Festnetz oder andere Mobilnetze kosten CHF 0.35/Min. Anrufe ins oder im Ausland, auf Spezialnummern (z. B. 084x, 090x, 18xx), Mehrwertdienste, SMS und MMS werden zusätzlich verrechnet.



1 Monat gratis surfen.

Sony Ericsson W705

24 Monate **1.-** CHF
Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 498.-**

- Walkman-Handy
- 3,2-Megapixel-Kamera, Bluetooth,
- FM-Radio mit RDS
- Quadband, HSDPA, WLAN



1 Monat gratis surfen.

Sony Ericsson W595

12 Monate **49.-** CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 348.-**

- Walkman-Handy
- 3,2-Megapixel-Kamera, Bluetooth, FM-Radio
- Quadband, EDGE, HSDPA

Handyangebote: Details zu Sunrise flat basic CHF 25.-/Monat oder Sunrise flat classic CHF 50.-/Monat

irgendeinem Grund, wahrscheinlich, um mit dem Geld im Internet einzukaufen oder damit zu spekulieren. Heute sind Schweizer Aktionäre bei Nestlé in der Minderheit. Gleichzeitig verlangen diese Leute

«Ich glaube, der Ossi hätte das bei der UBS unter normalen Umständen nicht gemacht.»

Dinge, als wenn sie die Besitzer von Nestlé wären. Jedes Mal, wenn ich die Zeitung lese, habe ich das Gefühl, wir gehörten zu 100 Prozent der Schweiz. Wo ist da die Kohärenz?

Die Schweizer sollten also wieder Nestlé-Aktionäre werden?

Ich wäre glücklich, wenn wir 76 Prozent Schweizer Aktionäre hätten. Es ist für das

Kaspar Villiger ist ein Mitglied des Nestlé-Verwaltungsrats, ich kenne ihn sehr gut und glaube, dass mit ihm sicherlich der richtige Mann gefunden wurde. Das Gespann Villiger/Grübel ist sicherlich eines der besten, das man sich für die UBS wünschen kann.

Zu etwas ganz anderem: Welche Erkenntnisse ziehen Sie aus der globalen Finanzkrise?

Ich bin immer wieder überrascht, wie wenig in der Öffentlichkeit Klarheit über die Ursachen der Wirtschaftskrise besteht. Das hat nichts mit der Gier der Banken zu tun. Der Grund ist eine politische Entscheidung der Clinton-Regierung und des amerikanischen Kongresses. Im Herbst 1999 hat Clinton den Befehl herausgegeben, dass die Banken jedem Amerikaner Kredit gewähren müssen für ein eigenes Haus, auch wenn die wirtschaftliche Grundlage fehlt. Erst viel später

Das klingt düster.

Die Regierungen haben bislang zwei Dinge gemacht. Zum einen die Erhaltung des Finanzsystems. Das kostet uns vorläufig nichts und kann dem Steuerzahler im besten Fall sogar noch Geld bringen, da die Nationalbank faule Papiere ausgelagert hat. Wenn jetzt aber die Obama-Regierung Milliarden zur Unterstützung der Wirtschaft investiert, dann stehen wir am Anfang einer grossen Inflation.

Also steht uns ein nächster Schock aus den USA bevor?

Die USA können ja nicht ewig 8 bis 10 Prozent Budgetdefizit haben. Diese Unterstützungspakete werden daher in den nächsten zwei, drei Jahren zurückgezahlt werden müssen. Und wie? Durch Steuererhöhung und höhere Zinssätze, um die Inflation wieder einzudämmen.

Werden Sie von den Regierungen bei derartigen Entscheiden um Rat gefragt?

Ich will mich nicht hochspielen. Aber wir werden natürlich um unsere Meinung gefragt. Präsident Sarkozy hat mich in seinen Beraterstab eingeladen, ich war jahrelang Berater des österreichischen Bundeskanzlers Wolfgang Schüssel, war kürzlich eingeladen, um vor den Finanzministern der EU Vorträge zu halten, und habe letztes wieder mit Gordon Brown gesprochen.

In der Schweiz nicht?

Sicherlich, ja. Aber ich bin kein Berater der Schweizer Regierung, und wenn, gebe ich meinen Bericht diskret ab.

Wie wirkt sich die Finanzkrise auf Nestlé aus?

Die Weltwirtschaft geht durch die grösste Krise, die es wohl je gegeben hat. Und

Dennoch ist das Risiko gross, dass der Konsum einbrechen wird. Das muss sich doch auf Nestlé auswirken?

Der Konsum ist schon eingebrochen, und zwar substanziell. Was passiert in einer Krise? Der Kunde isst das, was er zu Hause im Regal stehen hat. Also fährt der Händler seinen Lagerbestand zurück, was natürlich

«Die Lebensmittelkrise wird mindestens so drastisch wie die Finanzkrise.»

einen sofortigen Einfluss auf den Produzenten hat. Die vergangenen Monate, seit November, waren schwer für die Konsumgüterindustrie. Zudem hat sich das Konsumentenverhalten verändert.

lernt, durch die wir bisher gegangen sind, denken Sie nur an die Lateinamerika-Krise, die Russland-Krise, die Mexiko-Tequila-Krise.

Was ist für Sie derzeit die grösste Gefahr?

Die Lebensmittelkrise, in die wir schlittern, wird mindestens so drastische Auswirkungen haben wie die Finanzkrise. Das ist sozial höchst explosiv. Denn wir haben in den vergangenen zehn Jahren 200 Millionen Leute aus der extremen Armut geholt und jetzt 100 Millionen wieder zurückgestossen.

Sie sprechen die Umkehr der Globalisierung an?

Nein. Schuld ist die Erhöhung der Lebensmittelpreise. Laut OECD sind die Preiserhöhungen zu über 60 Prozent dem Biotreibstoff zuzuschreiben.

en Handy surfen? Ganz einfach.



1 Monat gratis surfen.

Nokia 6600 slide

12 Monate

49.^{CHF}.-

Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 398.-

- 3,2-Megapixel-Kamera
- 8-faches Digitalzoom, Bluetooth, FM-Radio
- Quadband, EDGE, UMTS



1 Monat gratis surfen.

Nokia 5800 XpressMusic

24 Monate

1.^{CHF}.-

Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 598.-

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen, Music-Player
- Quadband, HSDPA, A-GPS, WLAN

Unbeschwert mit dem Handy ins Internet.

Jetzt Sunrise surf aktivieren und mit 250 MB für lediglich CHF 7.50 im Monat zum Beispiel 5000 Websites abrufen oder 25 000 E-Mails versenden. Gleichzeitig Mobilabo abschliessen und im ersten Monat gratis surfen!

Weitere Infos unter sunrise.ch/surf

Sunrise

die sich im Wirtschaftswachstum 2009 ganz klar ausdrücken wird. In der Ernährungsindustrie allerdings zeigt sich das Bild differenziert. Bei uns kommt es darauf an, ob die Bevölkerung wächst oder nicht.

Verstehe ich Sie richtig: Bei Nestlé ist einzig matchentscheidend, ob die Bevölkerung wächst?

Ja.

Wächst die Bevölkerung denn selbst in Zeiten der globalen Finanzkrise?

Die Bevölkerung wächst von derzeit 6,5 auf 8 oder sogar 9 Milliarden. Das wird sich auch in der grössten Krise nicht ändern. Deshalb brauchen wir immer mehr Nahrungsmittel. Nestlé wird also auch 2009 anständig wachsen. Das heisst aber nicht, dass die Wirtschaftslage nicht schwierig sein wird.

Zum Beispiel?

Sie bekommen heute in jedem teuren Restaurant sofort einen Platz, wo Sie früher drei Monate lang warten mussten. Die McDonald's hingegen sind voll. Zudem werden viel mehr Tiefkühlprodukte gekauft. Wir sehen dieses Phänomen zum Teil auch beim Wasser. Wenn man anfängt zu sparen, trinkt man halt doch wieder einmal Leitungswasser, obwohl man früher hochstehendes Mineralwasser getrunken hat. Gleichzeitig gibt es Produkte, wo der Konsum zunimmt, Schokolade zum Beispiel.

Wegen der Glückshormone?

Genau. Jetzt haben die Leute eh schon keinen neuen Fernseher, kein neues Auto, dann isst man eben ein Stück Schokolade mehr. Wir hatten das ja alles schon einmal. Und Nestlé hat von jeder dieser Krisen ge-

Was müssen wir dagegen tun?

Es müssen politische Entscheidungen getroffen werden. Allein in den USA werden jährlich 130 000 Tonnen Mais in Biotreibstoff umgewandelt, während zur gleichen Zeit nicht genügend Lebensmittel auf der Welt vorhanden sind. Wir benützen das Wasser in einer unverantwortlichen Art und Weise. Der Grundwasserpegel geht jedes Jahr substanziell zurück. Die Landwirtschaft verbraucht 93 Prozent des Wassers, da braucht es bessere Bewässerungssysteme und neue Technologie, ebenso bei der Infrastruktur. In Europa gehen rund 30 Prozent des Trinkwassers in der Kanalisation verloren. Viele Leitungen sind noch aus Kupfer und Blei, was höchst gesundheitsschädlich ist. Gerade diese Bereiche sollten von den derzeitigen Staatsinterventionsprogrammen mehr profitieren. ○



Essay

Die Kleinen im Visier

Die G-20 treffen sich zum Krisengipfel. Die Staatschefs wollen Hedge-Funds kontrollieren und Steueroasen trockenlegen. Das ist nur eine Übersprunghandlung. Sie sollten besser die Wirtschaft ankurbeln und den Welthandel beleben. Von Tito Tettamanti

Am 2. April 2009 werden sich die Staatschefs der zwanzig wichtigsten Staaten der Welt in London treffen, um die wirtschaftlichen Probleme zu diskutieren, die uns alle betreffen. Als da sind: eine kollabierende Finanzindustrie und eine tiefgreifende Produktionskrise mit einem Zusammenbruch des globalen Güteraustausches; Rezession und Gefahr einer Depression sowie dramatisch ansteigender Arbeitslosenzahlen bei schwindelerregendem Wachstum der Staatsdefizite, was einige Volkswirtschaften an den Rand des Bankrotts führt. Wer sich diese Verfassung der Weltwirtschaft vor Augen führt, sieht die Notwendigkeit beratender Gespräche. Zumindest, wenn dabei ernsthaft versucht wird, die unabdingbaren wirtschaftspolitischen Massnahmen zur Krisenbewältigung zu koordinieren. Einige dürften sich noch daran erinnern, wie sich im Jahre 1933 aus ähnlichen Gründen Vertreter aus 66 Ländern ebenfalls in London getroffen hatten. Damals kam der Ausgang der Gespräche einer Bankrotterklärung gleich. Und die aktuelle Initiative wird von der Uno nicht gerne gesehen, weil sie sich übergangen fühlt.

Im Vorfeld der Gespräche bereiten mir zwei Punkte Sorge und stimmen mich, was das zu erwartende Resultat anbelangt, pessimistisch. Es besteht erstens die Gefahr, dass bei diesen Gesprächen die Macht das Recht ersetzt, ungeachtet der Gesetzesgrundlagen, welche die natürliche Basis für die Beziehungen der Staaten untereinander bilden. Anzunehmen ist, dass Deutschland, Frankreich, Grossbritannien und die USA alles daransetzen werden, ihren Willen und ihre Interessen mit allerhand Druckmitteln durchzusetzen, und dies innerhalb des schwammigen und damit fragwürdigen institutionellen Rahmens der G-20. Die drei europäischen Nationen hegen zudem die Illusion, davon profitieren zu können, dass die Administration des US-Präsidenten Obama noch nicht eingespielt ist.

Man muss leider mit dem Schlimmsten rechnen, wenn sich Staaten mit der gesetzeswidrigen Entwendung von Bankdaten der Hehlelei schuldig machen. Beispielsweise dann, wenn staatliche Organe Diebe bezahlen, sich damit über das Gesetz erheben und auf eine Stufe mit den Tätern stellen. Und das, ohne für den Schaden haften zu müssen, den so agierende Staaten der abendländischen Kultur

und den schweizerischen Gepflogenheiten zugefügt haben, nur um ein paar hundert Millionen Steuergelder einzutreiben.

Man muss leider mit allem rechnen, wenn ein Finanzminister wie Peer Steinbrück wiederholt vorschlägt, in der Auseinandersetzung mit der Schweiz die Peitsche zur Hand zu nehmen. Wir wissen nicht, was uns mehr erstaunen sollte: der eklatante Mangel an Kinderstube oder die Androhung von Gewalt. Ähnliches geschieht, wenn Franz Müntefering, einer der angesehensten deutschen Politiker, in einer Rede bedauert, dass es heutzutage



Macht statt Recht: Plünderung Roms 387 n. Chr.

tage in solchen Fällen nicht mehr möglich sei, mit ein paar Soldaten die Angelegenheit zu bereinigen. Solches hinterlässt Fassungslosigkeit, insbesondere bei Menschen meiner Generation, die sich noch an das dumpfe Stampfen der SS-Stiefel erinnern. Wenn zudem die USA rechtsgültige Abkommen mit einem befreundeten Land missachten und zu Druckmitteln greifen, ist auch das kein gutes Zeichen.

Von der Geschichte, zu Zeiten des gallischen Heerführers Brennus während der Plünderung Roms, ist das Zitat überliefert: «Vae victis» – Wehe den Besiegten, genauer: Wehe den Kleinen. Das Recht schützt diese nicht mehr.

Sorge bereitet mir zweitens, dass die hochtrabende Einberufung der G-20 von den wirklichen Problemen ablenken dürfte. Die Finanzkrise, die Wiederbelebung des Welthandels, die Stimulierung der Nachfrage – bei der Deutschland eine grosse Verantwortung trägt –, der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, all dies wird kaum im Zentrum der Debatten stehen.

Flucht in die Nebensächlichkeit

Soweit derzeit absehbar, wollen die Staatschefs stattdessen die Überwachung der Hedge-Funds ausgiebig diskutieren, die notabene wesentlich besser dastehen als die Grossbanken, welche von den Staatsorganen strengstens kontrolliert werden. Das Augenmerk wird weiter auf die Aufhebung von Steueroasen gerichtet sein, mit Blick auf die zu Unrecht so bezeichnete Schweiz. So wird auch klar, weshalb die Schweiz in dieser Runde unerwünscht ist, was einen unnötigen Affront darstellt. Als vorläufiges Fazit bleibt: Trotz Billionenverlusten der Weltwirtschaft aufgrund der Krise und obschon eine Wiederbelebung der Konjunktur dringlich wäre, auch, um Millionen Arbeitslose zu vermeiden, beschäftigen sich die grossen Staatsmänner der Welt mit der Frage, wie sie ein paar Milliarden an Steuergeldern eintreiben können.

Was ist der Grund für diese Blindheit der Politiker? Die Staatsmänner der G-20 sind schliesslich keine Dummköpfe. Sie vollziehen Übersprunghandlungen, wohl auch deshalb, weil sie unfähig sind, sich zu einigen. Weil sie den fundamentalen Problemen der Zeit ratlos gegenüberstehen. Deshalb lenken sie jetzt die öffentliche Aufmerksamkeit auf die kleinen Länder. Auf diese können sie mit dem Finger zeigen – auch wenn es dabei, im Grunde genommen, um nebensächliche Problemstellungen geht. Und Politiker wollen schliesslich auch vor den eigenen Wählern gut dastehen.

Die ökonomische Macht verschiebt sich nach Asien. Wir im Westen müssen Sorge tragen, dass wir unsere Werte, welche auf Recht und Ratio basieren, bewahren können.

Tito Tettamanti ist Rechtsanwalt, Unternehmer und Financier. Von 2002 bis 2006 war er Besitzer der *Weltwoche*.

Der 800-Pfund-Gorilla

Die Republikaner hocken im Jammertal. *Newsmax* bietet ihnen eine Plattform. Das Portal ist die prominenteste Online-Stimme des konservativen Amerika. Trotz der Krise macht Gründer Chris Ruddy steigende Millionenumsätze. Von Urs Gehriger



«Langweilig, aber gut»: *Newsmax*-CEO Ruddy, 44.

Man sitzt vor dem Bildschirm und fragt sich, wie sie das geschafft haben. Eine blauer Querbalken, darunter drei Kolonnen Schlagzeilen so dicht beieinander, dass man meinen könnte, es sei ein zusammenhängender Text. Nirgends ein Foto. Dafür Miniporträts von Politikern, uniform und grau. Wenn es einen Auftritt gibt, der sich durch frugale Ästhetik auszeichnet und dabei dennoch Geld abwirft, dann ist er hier zu besichtigen, auf www.newsmax.com.

«Ja, wir sind langweilig», sagt *Newsmax*-CEO Chris Ruddy über seinen Online-Auftritt, «aber wir sind gut.» So gut, dass sich die monatliche Besucherzahl im letzten Jahr auf 400 000 verdoppelt hat. Tendenz steigend.

Ruddy, 44, Sohn eines Polizeioffiziers aus Long Island, Gründer und Chef von *Newsmax*, ist Amerikas neue Nummer eins bei den konservativen Internetmedien. Aus seinem Hauptquartier in West Palm Beach, Florida, mischt er das konservative Kernland auf. Mit einer Batterie von renommierten Korrespondenten haucht er den komatösen Republikanern neuen Kampfgeist ein.

«In bloss zehn Jahren wurde *Newsmax* ein Machtzentrum und ein Muss in der konservativen Medienszene», schreibt *Forbes Magazine*. Zu den begeisterten Lesern zählen Newt Gingrich, Doyen der Republikaner, und Senator Joseph Lieberman, der notorische Grenzgän-

ger unter den Demokraten. «*Newsmax* ist landesweit das einflussreichste Medienprodukt rechts der Mitte», erklärt der frühere Clinton-Strategie Dick Morris, der auf der Site eine eigene Kolumne lanciert hat. Der Schlüssel zum Erfolg? «Ruddy hat ein Sensorium für die Befindlichkeit jenseits der urbanen Wolkenkratzer, er fühlt den Puls im Hinterland.»

Der Aufstieg ist bemerkenswert, denn *Newsmax* verfügt über kein Radio- oder TV-Leitmedium, das die Kundschaft auf seine Seite lotst. «Wir schaffen es durch Mundpropaganda», sagt Ruddy. «Wir sind der 800-Pfund-Gorilla, der von der anderen Seite der Story berichtet.»

Dabei präsentiert sich die aktuelle Machtasymmetrie in Washington als Glücksfall. Die Politik des 44. US-Präsidenten, mit der dieser innert Wochen nach der Amtsübernahme bereits heftig ins Trudeln geraten ist, macht es Ruddy leicht, *Newsmax* als Plattform gegen die Obamanomics zu etablieren. «Obama leidet an einem Robin-Hood-Komplex», sagt er. «Sein Stil ist moderat, aber seine Substanz ist radikal.» Kein Wunder, bezeichnet Ruddy den neuen Präsidenten als «meinen heimlichen Freund».

Mit seiner Erfolgsstory gehört er zu den wenigen Gewinnern unter Amerikas Konservativen. Ausgelugt nach acht Jahren Bush, erlitt die Republikanische Partei einen mittleren Nervenzusammenbruch. Im Januar wurde Michael

Steele als erster Schwarzer zum Parteivorsitzenden gewählt und glänzt seither durch eine Serie von Pleiten und Pannen. Das rief Rush Limbaugh auf den Plan, den erzkonservativen Radio-Talker mit der unnachahmlichen Dampfhammerstimme, der sich als inoffizieller Parteiführer präsentierte. Mit seinem Ausspruch: «Ich will, dass Obama scheitert», positionierte er sich indessen als verantwortungslosen Halodri und sorgte bis tief in die republikanischen Reihen für Kopfschütteln.

Die Finanzen im Griff

Wie eine hungrige Herde zieht es die versprengten Konservativen an Ruddys medialen Futtertrog. *Newsmax* versprüht die nostalgische Aura der Reagan-Ära. «Marken sind wichtig in dieser Zeit», sagt Ruddy. «Ich glaube an einen kleinen Staat, individuelle Freiheiten, eine starke Verteidigung, Dinge, für die Reagan gestanden hat.»

Er habe den Irakkrieg verabscheut, sagt er, und Bushs Ausgabenpolitik ebenfalls. So sehr, dass es in ihm wehmütige Erinnerungen an die Clinton-Jahre geweckt habe. Ruddy sieht in Clinton einen grossen Präsidenten. Nicht bloss weil er die USA aus langwierigen Kriegen herausgehalten hat, auch weil er die Kapitalgewinnsteuer in den neunziger Jahren kürzte und weil er, im Gegensatz zu Bush, fiskalisch verantwortlich regierte.

Im Gegensatz zur Landesregierung scheint Ruddy seine Finanzen im Griff zu haben. Kann man im 21. Jahrhundert mit Journalismus tatsächlich noch Geld verdienen? Ja, aber nur als gutvernetzter Geschäftsmann, lautet die Antwort. Ruddy formuliert es so: «Die Mehrheit meines Profits kommt nicht aus dem Journalismus.» Der Schlüssel zum Erfolg liege in guter Kundenkenntnis. Ruddy hat eine Datenbank seiner Leser errichtet, die er Finanz- und Medikamentenfirmen verkauft. «Das Gros unserer Leserschaft sind gutbetuchte und gebildete Republikaner.» An sie richtet sich auch die Werbung und verleiht dem Online-Auftritt bisweilen einen bizarren Touch. Etwas penetrant wird für *anti-aging pills* und Medikamente gegen Arterienverkalkung geworben oder für eine Agentur, die junge Afrikanerinnen vermittelt. «Die Hälfte unserer Einnahmen generieren wir aus der Werbung», sagt Ruddy stolz. 2008 erwirtschaftete *Newsmax*, zu dem auch ein Magazin gehört, 24 Millionen Dollar, das sind 5 Millionen mehr als im Vorjahr. Und dies in der grössten Finanzkrise seit Dekaden. ○

Die Legende von Cheeta

Jedes Jahr wird in Kalifornien der Geburtstag des angeblich «ältesten Affen der Welt» gefeiert. Leider stimmt das schöne Märchen von Tarzans Affen im Ruhestand nicht. *Von Kai Michel*

Die Vorbereitungen zum Geburtstag laufen auf Hochtouren. Es wird die gleiche Prozedur wie jedes Jahr: Cheeta, der Schimpanse aus den «Tarzan»-Filmen, trägt einen lustigen Papphut und macht sich, weil er Diabetes hat und zwei Insulin-Spritzen täglich bekommt, über eine Dose Diet Coke und die Süsstoff-Geburtstagstorte her. Und vielleicht schickt Jane Goodall wieder eine Videobotschaft ins kalifornische Palm Springs: Vor zwei Jahren gratulierte die berühmte Primatenforscherin in Schimpansen-sprache: «Huo-huu-huu-huuuu!»

Die Bilder des alten, aber glücklichen Affen werden am 9. April um die Welt gehen. Cheeta wird fantastische 77 Jahre alt. Das Guinness-Buch der Rekorde führt ihn seit fast zehn Jahren als ältesten (nichtmenschlichen) Primaten der Welt. Im Busch erreichen Schimpansen gerade ein Alter von 40, 45 Jahren. Cheetas Story ist so gut, so gross das Erstaunen, dass der Held aus alten Schwarzweissfilm-Tagen noch immer lebt, dass heute kaum jemand den Recherchen Richard Rosens Gehör schenken mag.

Der New Yorker Journalist stöberte in Cheetas Vergangenheit und stellte fest: «In Hollywood schwindeln selbst die Tiere über ihr Alter.»

In den Dreissigern war «Tarzan» das Kinoereignis – und Cheeta der heimliche Star. Der Schimpanse stahl seinem Herrn oft genug die Schau. Geriet der in Dschungelnöte, war es Cheeta, der für Rettung sorgte – häufig in Gestalt einer wild trompetenden Elefantenherde. Vor allem aber setzte der komödiantisch begabte Affe einen Kontrapunkt zum unbeholfenen schauspielernden Ex-Schwimmstar Johnny Weissmuller.

Stets war Cheeta für Schabernack zu haben. Besonders wenn es um den anderen Liebling des Affenmanns ging: so in «Tarzan and his Mate», als Cheeta der badenden Jane das Kleid stibitzt: «Cheeta! Wirf es her, mach schon!» Cheeta bleckt die Zähne. «Oh, Cheeta, das ist nicht lustig! Cheeta! Siehst du nicht, ich habe nichts an!» Cheeta bleckt die Zähne. «Cheeta, gib es mir endlich! *Cheeta! Gib es mir!*» Endlich gehorcht er. «Braver Affe.»

Der 9. April 1932 ist nicht Cheetas tatsächlicher Geburtstag, sondern der Tag, an dem er aus dem afrikanischen Liberia in die USA kam. Der Tiertrainer Tony Gentry hatte das Schimpansenkind an Bord einer Pan-Am-Maschine geschmuggelt. In Hollywood angekommen, brachte Gentry den Affen gleich im ersten «Tarzan»-Film unter – der Beginn einer tierischen Karriere.

In insgesamt zwölf «Tarzan»-Filmen spielte Cheeta mit. Seine Karriere führte ihn an die Hand von Ronald Reagan («Bedtime for Bonzo») und endete erst 1967 mit einem Auftritt in «Doctor Dolittle» (mit Rex Harrison). Mit seinen 35 Jahren war es höchste Zeit, in Rente zu gehen. Film-Schimpansen tun das normalerweise 25 Jahre früher.

Tony Gentry kümmerte sich um Cheeta bis zu seinem Tod Anfang der Neunziger. Dann zog der Schimpanse zu Gentrys Neffen Dan Westfall, der in Palm Springs ein Heim für pensionierte Hollywood-Affen betreibt. Seither verbringt Cheeta die Tage mit Klavierspiel



Cola light und Geburtstagstorte mit Süsstoff: der Schimpansen-Methusalem heute in Palm Springs.

und dem Malen von *ape-stract* Kunst – für 135 Dollar kann man ein Gemälde kaufen. Immer mal wieder schaut ein Bus mit Touristen vorbei: «Stimmt es wirklich, dass Tarzans Cheeta noch lebt?», staunen die Besucher und sind begeistert, wie schön es Cheeta auf seine alten Tage hat. Es ist auch eine herzerwärmende Geschichte: So gut also ist der Mensch zu seinen nächsten Verwandten, den Schimpansen.

«Ich wollte nie eine Legende entlarven», sagt Richard Rosen, «im Gegenteil.» Eine Buchagentin hatte den Erfolgsautor beauftragt, ein Buch über Cheeta zu schreiben. Begeistert fuhr er nach Palm Springs. Rosen schmunzelte dann sehr über Westfall und Cheeta, die wie ein altes, verschrobenes Ehepaar zusammenleben.

Mehrere Cheetas pro Film

Als Rosen während seiner Recherchen entdeckte, dass es 1932 noch keine Interkontinentalflüge zwischen Afrika und den USA gab, dachte er zunächst, jeder könne sich einmal mit Jahresdaten vertun. Doch als er dann in «Doctor Dolittle» nur einen ganz jungen Schimpansen sah, wurde die Skepsis gross. Er nahm sich alle «Tarzan»-Episoden vor: Während Schimpansengesichter sich mit den Jahren ändern, bleibt die Ohrenform gleich. Stundenlang inspizierte Rosen die Filme, fror die Szenen ein, tauchte ein Affe auf, und verglich die

Ohrenform: Kein Filmaffe ähnelte Cheeta aus Palm Springs. Rosen wühlte sich durch Pressearchive und weiss nun: «In jedem Film wurde Cheeta von mehreren Affen gespielt, je nach den Fähigkeiten, die in einer Szene benötigt wurden.» Die Affendarsteller wurden schon nach wenigen Jahren aussortiert. Einer starb 1939 an einer Lungenentzündung, ein zweiter landete im Zoo, ein dritter musste 1957 getötet werden, als er seinen Besitzer angriff.

Rosen las Interviews mit Cheetas Trainer Gentry, in denen der die unterschiedlichsten Geschichten über Alter und Herkunft seines Affen erzählte. Es war der Tiertrainer Hubert Wells, der Rosen endgültig überzeugte: «Es ist nicht wahr. Mein Freund Gentry erhielt den Schimpansen 1967 aus der Konkursmasse des Pacific Ocean Park in Santa Monica.» Der Affe war damals erst sieben Jahre alt und hatte nie in einem Film gespielt.

Schweren Herzens enthüllte Rosen Dan Westfall, dass dessen Liebling weder ein Hollywood-Veteran noch ein Primaten-Methusalem ist. «Westfall nahm es gefasst auf», sagt Rosen. «Ihn trifft auch keine Schuld. Er hat den Schwindel von seinem Onkel geerbt.» Westfall, der Kontakt zur Presse in dieser Sache ablehnt, schrieb danach auf Cheetas Homepage, dass sein Liebling «wohl nicht so alt ist, wie wir dachten, obwohl er sicher sehr alt ist». Westfall hält sich ein Hintertürchen offen: Es

sei schwierig, schreibt er weiter, festzustellen, in welchen Filmen Cheeta mitspielte: «Das wird ein Geheimnis Hollywoods bleiben.»

Für Rosen endete die Geschichte nicht mit einem Happy End. Während der britische Autor James Lever mit seinem Fantasieprodukt, der Autobiografie «Me Cheeta», den Mythos weiter schreibt und dafür gefeiert wird, möchte kein Verlag die Wahrheit bringen. Als Rosen seine Geschichte in der *Washington Post* publizierte, klagte Tarzans Schwiegertochter Diane Weissmuller: «Es ist, als hätte man einem Kind gesagt: Es gibt keinen Weihnachtsmann. Aber ich glaube nun einmal an Cheeta.»

«Ich habe Cheeta geoutet, um zu zeigen, dass er die grosse Ausnahme ist», sagt Rosen. «Auf die meisten Affen wartet ein tragisches Ende, wenn ihre Karrieren zu Ende sind.» Der Orang-Utan Clyde starb kurze Zeit nach dem Auftritt in einem Clint-Eastwood-Film, weil ein Tiertrainer ihn geschlagen hatte. Und im Februar erst erschoss die Polizei Travis, den Schimpansen aus der Coca-Cola-Reklame, der von seiner Besitzerin wie ein Mensch gehalten wurde und darüber ausflippte. «Cheetas Mythos», sagt Rosen, «verdeckt die Wahrheit.»

Trotzdem wird auch dieses Jahr der Geburtstag gross gefeiert. Das Märchen ist einfach zu schön. Und Cheeta selbst? «Er wird sich wohl wie jeden April wundern», sagt Rosen, «was da für ein Trubel mit ihm angestellt wird.» ○



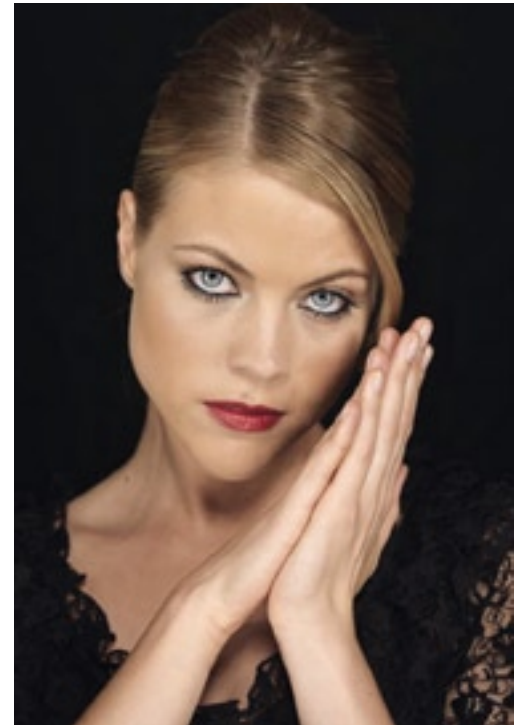
«Braver Affe»: Jane (Maureen O'Sullivan), Tarzan (Johnny Weissmuller) und Cheeta 1936 in «Tarzan Escapes».

Ungespitzte Hunderternägel

Schweizer Pop- und Rockbands sind auf dem internationalen Markt nicht konkurrenzfähig. Was sind die Gründe? Von Pascal Münger



Nur Jurymitglieder im Gespräch: Music-Stars beim Schweizer Fernsehen.



Hoffnungsträgerin: Lunik-Sängerin Jaël.

«Music Star» polarisiert. Mit der Casting-Show zur besten Sendezeit vermittelt SF den Eindruck, als sei die Popmusik so populär wie selten zuvor. Für Gesprächsstoff sorgten bis anhin aber höchstens die Jurymitglieder. Wirkliche Stars bringt die Schweiz nicht hervor. Auf dem internationalen Markt spielen einheimische Bands so gut wie keine Rolle.

Kommerzielle Erfolge erzielten Krokus in den achtziger Jahren und DJ Bobo in den Neunzigern, Achtungserfolge konnten Yello oder Stephan Eicher verbuchen. Krokus, die erfolgreichste Schweizer Band, schaffte es mit dem Album «Headhunter» (1983) auf Platz 25 der US-Charts und erreichte mit einer Million verkauften CDs Platin. DJ Bobo erhielt bis anhin über 260 Gold- und 28 Platinplatten weltweit und wurde zehnmal als «The World's Best Selling Swiss Recording Artist» mit dem World Music Award ausgezeichnet.

«Kein Plan B»

Seither ist es im Ausland eher still geworden um Schweizer Bands. Gotthard gehören zu den erfolgreichsten Exporten. Ihr letztes Album «Domino Effect» kam in Deutschland auf Platz 22 der Charts, in Österreich auf Platz 33. Ein Hoffnungsträger bleibt die Berner Band Lunik, die letzten November mit ihrer Single «Do You Love Me» bis auf Platz neun der italienischen Charts vorgedrungen ist. Im Früh-

ling soll das Best-of-Album «Lonely Letters» auch in England und Deutschland erscheinen. Der House-DJ Yves Larock war 2007 mit seiner Single «Rise Up» acht Wochen in den englischen Charts und stiess bis auf Platz 13 vor.

Trotzdem sind auch diese Musiker weit davon entfernt, die Erfolge von Krokus und DJ Bobo im Ausland zu wiederholen. Welches sind die Gründe?

Für Krokus-Mann Chris von Rohr ist der Fall klar: «Wir verbrachten die Tage und Nächte an unseren Instrumenten, waren ständig unterwegs und rockten überall, wo es Licht und Benzin gab. Wir hatten die Frechheit, auf drei Akkorden die Hunderternägel ungespitzt in den Bühnenboden zu rammen. Für eine internationale Karriere muss man kompromisslos sein Ding durchziehen, egal, was andere sagen. Der Unterschied zwischen Krokus und heutigen Schweizer Bands wie zum Beispiel Dada Ante Portas ist, dass wir nie einen Plan B hatten. Wir eroberten die Welt, weil wir nie nachgaben und es wirklich wollten.»

Ralf Brachat, Geschäftsführer von Warner Music Schweiz, sieht einen Grund für das Scheitern der Schweizer Bands im Ausland darin, dass ihnen dort starker Gegenwind ins Gesicht bläst: «Niemand wartet auf eine Schweizer Band. Aber auch im eigenen Land haben es die Künstler nicht einfach: Schweizer sind sehr kritisch gegenüber der eigenen Musik.»

Wegen des ausbleibenden internationalen Erfolgs nahm Warner Music im Mai 2004 sogar sämtliche Schweizer Bands aus dem Repertoire. «Unsere Zahlen haben nicht mehr gestimmt», sagt Brachat. «Wirtschaftlich waren diese Acts im internationalen Vergleich einfach nicht erfolgreich genug.»

Im Gegensatz zu Warner setzt Universal Music nach wie vor auf einheimisches Schaffen und hatte mit Künstlern wie Stress und Baschi in den letzten Jahren Erfolg. Ivo Sacchi, Geschäftsführer von Universal Music Schweiz, über seine Strategie: «Wenn eine Band international erfolgreich sein will, muss sie zuerst den heimischen Markt erobern. Nur so werden ausländische Märkte auf den Künstler aufmerksam.» Ähnlich sieht es sein Kollege bei Warner: «Schweizer Bands suchen immer sofort den Erfolg im Ausland. Dabei vernachlässigen sie den Markt in ihrem Heimatland. Für eine internationale Plattenfirma ist eine Band meist nur interessant, wenn sie Erfolge zu Hause aufweisen kann und bewiesen hat, dass ihre Musik kommerziell erfolgreich ist.»

Es braucht den Hit

Kaum ein einheimischer Musiker schafft es unter die ersten zehn einer Schweizer Jahreshitparade: Im letzten Jahr ist nur eine Schweizer Single in den Top Ten gelandet, der Jodlerklub Wiesenberg und Francine Jordi mit «Das

Feyr vo dr Sehnsucht». In den Jahren davor sieht es nicht besser aus. 2007 schaffte es keine Schweizer Single unter die besten zehn, und ein Jahr zuvor war Baschi mit «Bring en hei» auf dem vierten Platz alleine zwischen Shakira, Rihanna und Gnarl's Barkley.

Die aktuelle Single «The Highest Heights» der Basler Band Lovebugs, mit der sie am Eurovision Song Contest antreten, ist seit letztem Freitag auf dem Markt. Bis Redaktionsschluss hat es der Song nicht in die hiesigen Charts geschafft. Sänger Adrian Sieber erwartet von der Teilnahme am Wettbewerb keinen automatischen Erfolg in Europa: «Wir treten in Moskau für die Schweiz an und nicht fürs Ausland. Wir werden dort wie immer unseren eigenen Weg gehen und versprechen uns keine Wunder von dieser Teilnahme.» Mit Blick auf die Chartplatzierungen (und den Geschmack der Hörer) hätten die Lovebugs mit «Avalon» von 2006 antreten sollen. Das Duett mit der Norwegerin Lene Marlin schaffte es immerhin auf Platz zehn der Schweizer Charts und ist damit die bis heute erfolgreichste Single der Basler.

Was müssen Schweizer Bands tun, um sich international durchsetzen zu können?

Ralf Brachat von Warner Music: «So banal es klingt, man braucht einen Song oder einen Stil, der richtig einschlägt. Trotz Formaten wie «Music Star» oder DSDS sind die Konsumenten bereit, für gute Musik Geld zu bezahlen. Es braucht die richtige Mischung aus Kommerz und Eigenständigkeit.» Auch für Ivo Sacchi geht nichts über den grossen Hit: «Eine Band steht und fällt mit einem guten Song.»

Durchschlagende Wirkungslosigkeit

Einer, der mit Rockklassikern wie «Breaking the Law» solche Hits geschrieben hat, ist Rob Halford, Sänger der britischen Rockband Judas Priest. Er meint: «Ein Hitsong ist wie ein Startzylinder für die internationale Karriere. Man sollte seine Ideen aber nicht bei anderen erfolgreichen Liedern abschauen. Man muss dem Song einen eigenen Charakter geben. Eigenständigkeit ist wichtig. Die Musik muss sich weiterentwickeln. Und das geht nur, wenn man Neues ausprobiert.» Halford, und das scheint symptomatisch für die durchschlagende Wirkungslosigkeit von Schweizer Bands im Ausland, gibt zu Protokoll, dass er ausser Krokus keine Schweizer Band kennt.

Dass es keine Nachfrage nach helvetischer Musik auf dem Weltmarkt gibt, liegt letztlich daran, dass es keinem Schweizer Musiker gelingt, einen Welthit zu schreiben. Bern, Basel oder Zürich sind nicht London oder New York, wo ständig neue Musikszenen entstehen, die sich gegenseitig inspirieren. «England und insbesondere London sind seit 1950 ein Nadelöhr für die Rockmusik», sagt Halford. «Diese Musik kommt ja praktisch aus London. Somit haben die Bands automatisch eine Infrastruktur und Inspiration.»

Pop

«Die Qualität ist einfach ungenügend»

Ivo Sacchi ist Chef von Universal Music. Er denke in erster Linie national. Die Schweizer hätten einen guten Musikgeschmack.

2007 hiess es, durch die Umsatzeinbußen im Musikgeschäft sei es nicht auszuschliessen, dass Universal Music auf ein Schweizer Repertoire verzichten müsse. Wie sieht es heute aus?

Das habe ich so nie gesagt. Ich habe damals generell über den Musikmarkt gesprochen. Universal investiert mehr in Schweizer Künstler wie Baschi und Stress als in ausländische. Wir gehen aber selektiv vor. Das heisst, wir nehmen wenige Bands unter Vertrag, diese bauen wir dafür richtig auf.

Was braucht eine Band, um bei Universal einen Plattenvertrag zu bekommen?

Am wichtigsten ist das Potenzial. Die Musik sollte eine grosse Anzahl von Leuten ansprechen. Wir müssen den Eindruck haben, das könnte den Schweizern gefallen.

Welche Art von Musik mögen wir denn?

Das ist unterschiedlich. Generell haben die Schweizer einen sehr guten Musikgeschmack. Das kommt davon, dass wir Musik aus der ganzen Welt konsumieren. Dadurch sind wir aber auch kritischer gegenüber unseren Künstlern als anderswo.

Haben Sie schon versucht, einen Künstler international zu vermarkten?

Wir denken in erster Linie national. Zuerst muss eine Gruppe im eigenen Land erfolg-

reich sein. Die Spitze der einheimischen Charts ist die beste Visitenkarte fürs Ausland.

Baschi konnte in der Schweiz schon einige Erfolge feiern.

Das stimmt. Deswegen werden wir mit seinem nächsten Album den deutschen Markt anpeilen. Das Album wird in der Schweiz in Mundart veröffentlicht und in Deutschland auf Hochdeutsch.

Wieso gibt es keine Schweizer Band, die international erfolgreich ist?

Es hört sich böse an, aber manchmal ist die Qualität einfach ungenügend. Im Ausland hat man eine grössere Konkurrenz und muss sich härter durchbeissen. Zudem hat man hier in der Schweiz auch meistens berufliche Alternativen. Dass ein Music-Star nach einem halben Jahr in der Branche alles hinschmeisst und wieder Coiffeuse sein will, sagt doch alles. In einem anderen Land wäre das undenkbar. Nichtsdestotrotz erreicht die hiesige Musikindustrie einen Schweizer Anteil von 12,5 Prozent im 2008 – natürlich würden auch wir eine staatliche Förderung wünschen, wie sie in der Filmindustrie gang und gäbe ist.

Kann man mit Geld Stars produzieren?

Geld allein reicht nicht. Für den Erfolg braucht es eine Mischung aus guten Songs, Geld und Charisma. Es muss ein Hype um eine Gruppe entstehen. Die Leute müssen süchtig werden nach einer Band. Dazu braucht es Eigenständigkeit.

War es früher einfacher, international erfolgreich zu sein?

Alle sagen, durch die Möglichkeit des Internets sei es heute leichter, bekanntzuwerden. Das ist Schwachsinn. Durch die grosse Anzahl von Bands im Internet wird der Konsument überflutet mit Musik. Heute ist es eher schwieriger, wirklich gute Bands herauszupicken.

Wird die Schweiz demnächst einen internationalen Superstar hervorbringen?

Das glaube ich sehr stark. Das könnte schon in fünf Jahren passieren.

Denken Sie an einen konkreten Namen?

Nein. Ich glaube, es wird jemand sein, den wir heute noch nicht kennen.



«Staatliche Förderung»: Ivo Sacchi.

Die Fragen stellte Pascal Mürger.

«Ich sah besser aus als Brad Pitt»

In jungen Jahren galt er als schönster Mann der Welt. Er war der Geliebte von Visconti und wurde weltberühmt in der Rolle des Bayernkönigs Ludwig II. Schauspieler Helmut Berger über den «Strichburschen» Alain Delon, seine Selbstmordversuche und Arbeit als Therapie. *Von André Müller*

«Kennen Sie Helmut Berger?» Auf diese Frage kann einem ratloses Schweigen begegnen, das sich erst lichtet, wenn man hinzufügt: «Ludwig II.» Die Verkörperung des bayerischen Märchenkönigs im Film von Luchino Visconti machte den Österreicher berühmt, und als «Weltstar» wird er noch immer gerne in Talk-, gelegentlich auch Koch-Shows geladen, in denen er mit seinem gestischen Repertoire fasziniert. Anhaltender Lachschlager auf Youtube ist sein Auftritt bei Harald Schmidt 1996.

Zeitungsgespräche mit ihm gibt es seit langem nicht mehr. Denn Helmut Berger ist ein nonverbaler Mensch, dem aber inmitten verschlafenen Gemurmels, wenn man Glück hat, Geistesblitze gelingen, für die man ihn lieben muss. Ich hatte Glück. Wir trafen uns in Salzburg, wohin er vor einigen Jahren aus seiner Wahlheimat Rom übersiedelt ist. Da wohnt er nun bei seiner Mutter, ein altes, dickes Kind, zurückgekehrt in den Schoss, in dem er verschwinden will.

Zum Interview in der Halle des «Sheraton» erscheint er in Begleitung seiner «Freundin» Romina, einer gertenschlanken Hotelmanagerin, die ihn bewacht und bewundert. Er sei heute «spitzenmässig drauf», raunt sie mir ermutigend zu. Ich überreiche ihm die auf ausdrücklichen Wunsch aus München mitgebrachten Weisswürste samt süßem Senf. Er bestellt Wein (harte Getränke hat ihm Romina verboten) und fragt «im Scherz», ob ich die zehntausend Euro dabei hätte, die er für das Gespräch verlange. Dann wird es lustig.

Anlass des Interviews ist der im Dezember abgedrehte Low-Budget-Film «Blutsfreundschaft» des österreichischen Regisseurs und Schauspielers Peter Kern, bekannt durch seine Arbeit mit Rainer Werner Fassbinder und seine enorme Körperfülle. Berger spielt einen Homosexuellen, der als Jugendlicher im Dritten Reich seinen Geliebten verriet und so dessen Tod verschuldete. Jahrzehnte später beherbergt er einen jungen Neonazi, der ihn an die alte Liebe erinnert, und trägt seine Schuld durch politische Bekehrungsversuche ab.

Ich frage: «Was spielen Sie in Ihrem neuen Film?» – «Keine Ahnung!» Er hat (mich abwechselnd siezend und duzend) soeben das vierte Glas Wein geleert und schlägt einen gemeinsamen Besuch der Herrentoilette vor. Ich lese ihm stattdessen aus seiner Autobiografie «Ich» (erschienen bei Ullstein) vor. Berger sagt: «Dreck!» Die Koautorin Holde Heuer, einst seine enge Vertraute, beschimpft er als

«dumme Zicke». «Dreck» ist sein Lieblingswort. Auch Preise sind «Dreck», ausgenommen jene, die er bekommen hat.

1970 war er als bester Nachwuchsdarsteller in Luchino Viscontis «Die Verdammten» für den Golden Globe nominiert. Auf der Berlinale 2007 erhielt er den schwul-lesbischen «Teddy Award» für sein Lebenswerk. Mit Liz Taylor hat er gefilmt, mit Dirk Bogarde, Burt Lancaster, unter Joseph Losey und Coppola («Der Pate III») und, und, und. Sein Nimbus ist ungebrochen. Die Erinnerung an bessere Zeiten schützt ihn vor der Erkenntnis, dass er gestrandet ist. «Verrücktheiten», sage ich, Visconti zitierend, «wirken nur, solange man jung und schön ist.» Helmut Berger verdreht die Augen. «Alles Dreck!»

Sie haben ein aufregendes Leben hinter sich.

Jetzt beginnt die Gehirnoperation.

Ruhm, Rausch, Ekstase ...

Ecstasy.

Über Ihren Drogenkonsum haben Sie in Ihrer Autobiografie ausführlich berichtet.

Jetzt fang mal an!

Der Ruhm ist verblasst, dem Rausch folgte Ernüchterung. Worüber können Sie sich heute noch freuen?

Ich finde, dass jeder Tag eine Freude bringen kann. Man weiss es nicht vorher. Wenn ich jetzt sage, ich freue mich auf Kirschen, kann es sein, dass ich morgen, wenn ich Kirschen sehe, lieber Pfirsiche mag. Kennen Sie Winterkirschen?

Nein.

Die kann man nicht essen. Man kann auch kein Kompott daraus machen. («Winterkirschen» laut österreichischem Wörterbuch: «Kotstücke an den Arschhaaren») Aber darüber wollen wir nicht reden. Mach weiter!

Luchino Visconti, dessen Geliebter Sie waren und dem Sie Ihre Filmkarriere verdanken ...

Müssen wir über Visconti reden? Jeder weiss, ich habe mit ihm gearbeitet, ich habe mit ihm gelebt ...

In Ihrer Autobiografie steht: «Ich werde bis zu meinem Tod seine Witwe bleiben, manchmal eine betrunkene, hysterische, aber im tiefsten Innern immer trauernde Witwe.»

In dem Buch steht nur Blödsinn. Da komme ich raus als ein homosexueller Trottel. Das habe nicht ich geschrieben.

Da steht auch, das Bett von Visconti sei das einzige Erbstück, das Sie behalten hätten. Wörtlich: «In diesem Bett schlafe ich seither.»

Quatsch! Ich habe nichts von ihm. Ich wollte auch nichts. Das ist vorbei. Ich wollte auch seine Villa nicht. Ich wusste, dass ein Testament existiert. Das hat die Familie verschwinden lassen. Ich hätte prozessieren können. Aber mir war das so scheissegal.

Trauern Sie noch um Visconti?

Sind Sie deppert?

An seinem ersten Todestag haben Sie einen Selbstmordversuch unternommen. Ihre Haushälterin hat Sie gerettet.

Das habe ich gemacht als Zeichen meiner Liebe, um ihn zu ehren. Das war von mir planmässig organisiert.

Wie?

Ich hatte mir schon Monate davor ein Programm gemacht, denn ich wollte am gleichen Tag wie Visconti sterben. Zuerst hab ich mir Mut angesoffen, dann hab ich die Tabletten geschluckt. Er war ja mein Rückgrat. Ich war sein *pupillo* ...

Sein Ziehsohn.

Ja, und ich habe, als er weg war, gemerkt, dass ich auch in der Arbeit grosse Probleme hatte, weil man sagte, ich sei ein typischer Visconti-Schauspieler, was mir total auf die Eier ging. Ich wollte andere Rollen spielen.

Später sagten Sie, Sie seien sich manchmal nicht sicher, ob es Sie freuen soll, überlebt zu haben.

Klar war ich sicher.

Sie wollen leben?

Auf alle Fälle. Ich will hundert werden, das wäre wunderschön. Ich hab auch beim Sex immer aufgepasst, damit ich kein Aids bekomme. Als man noch nicht wusste, wie man sich ansteckt, habe ich mein eigenes Glas und einen eigenen Teller ins Restaurant mitgenommen.

Die deutsch-italienische Philosophin Paola-Ludovika Coriando, die ein Buch über Sie geschrieben hat, meint, Sie verkörpern, Zitat, «glanzvolle Schönheit und enigmatische Tiefe, Unschuld und Erotik, Hingabe und Selbstzerstörung ...»

Wieso Selbstzerstörung? Ich bin ja nicht Mickey Rourke.

Sie bezieht das auf Ihre Schauspielkunst.

Da stimmt kein Wort.

Sie meinen, Sie haben sich nicht zerstört?

Überhaupt nicht. Ich hab nur alles ausprobiert, Drogen, Kokain, dödödö, und dann damit aufgehört, weil ich gemerkt hab: Das bringt nichts. Ich bin heute gegen Drogen.

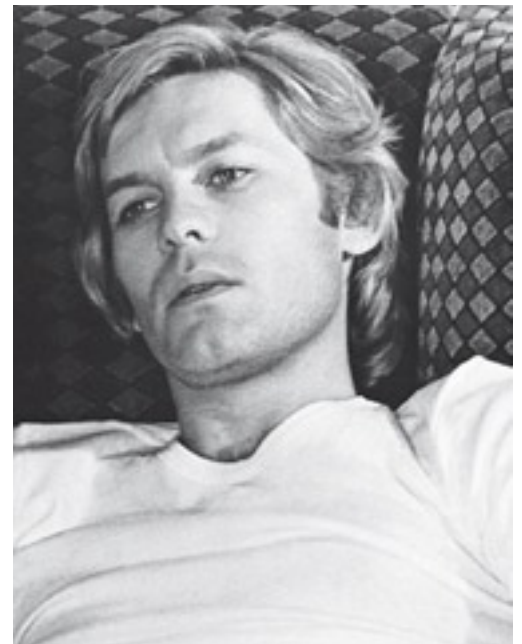
Legendär ist Ihr Auftritt bei einem Empfang



«Unschuld und Erotik, Hingabe und Selbsterstörung»: Der junge Berger posiert am Strand.



Mit Romy Schneider: in «Ludwig II.», 1972.



Als Muse: in «Gewalt und Leidenschaft», 1974.



Schönster Mann der Welt: Helmut Berger (l.) in «Das Bildnis des Dorian Gray», 1970.



Viscontis Ziehsohn: «Die Verdammten», 1969.

der monegassischen Fürstenfamilie, als Sie nach der Einnahme von Kokain in die Hose machten.

Ach, diese Geschichte, schnarch, das ist ewig her. Aber ich hab mich ja nicht absichtlich angeschissen. Ich hab nur gefurzt, und weil ich schlechtes Kokain bekommen hatte, kam hinten was anderes raus. Privat hab ich immer gemacht, was ich wollte. In der Arbeit war ich diszipliniert.

«Mir wird alles zu eng. Ich weiss nicht, auf welchem Planeten ich noch genug Platz habe.»

Die Arbeit ist Ihre Therapie.

Ja, ich liebe meine Arbeit. Deshalb lebe ich momentan in der Verzweiflung, weil ich nicht weiss, was ich machen soll. Ich fühl mich noch nicht wie ein Pensionist, der im Kaffeehaus herumhängt. Mir wird alles zu eng. Salzburg wird mir zu eng, und wenn ich nach Gstaad zum Skiurlaub fahre, wird es mir auch zu eng, weil ich da jeden kenne, und in St. Moritz wird es mir auch zu eng, und in New York und in Rio. Ich weiss nicht, auf welchem Planeten ich noch Platz genug habe. Ich bräuchte eine Herausforderung. Wenn keine Stimulation da ist, werde ich ...

Lebensmüde.

Nein, *unsatisfied. I want satisfaction.*

In Ihrem neuen Film, «Blutsfreundschaft», der im Mai in die Kinos kommt, spielen Sie einen 82-jährigen Schwulen ...

Nein!

So steht es im Drehbuch.

Der Otto Kern wollte es so, aber ich hab keinen Schwulen gespielt. Ich hab das Drehbuch total umgeschrieben.

Der Regisseur heisst Peter Kern. Otto Kern ist ein Modeschöpfer.

Ja, mit dem bin ich befreundet. Der Herr Kern hat gesagt, ich soll es so und so machen. Dann habe ich ihm gezeigt, wie ich es auf meine Art mache, und das war immer das Beste. Ich meine, nach siebzig Filmen, die ich gedreht habe, kann mir doch der Herr Kern nichts erzählen. Er ist ja zuckerkrank und hat seine Anfälle gehabt und herumgebrüllt. Aber nicht mit mir! Ich bin aufgestanden und bin gegangen, und wenn er sich beruhigt hatte, bin ich wiedergekommen. Ich hab auch dem Kameramann gesagt, welches Licht ich brauche. Die Kamera muss für mich da sein, nicht ich für die Kamera.

Ursprünglich sollte Otto Schenk Ihre Rolle spielen, aber der hat hunderttausend Euro verlangt. Das war dem Produzenten zu teuer.

Der Otto Schenk ist doch keine hunderttausend Euro wert. Da müsste ich ja fünfhunderttausend verlangen.

Wie hoch war Ihre Gage?

Ich hab gar nichts bekommen.

Sie scherzen.

Zwei Coca-Cola.

Wovon leben Sie?

Von der Luft. Ich kann von allem leben, auch von Kartoffelsalat und Gurken.

Alexander von Schönburg hat Ihnen in seinem Buch «Die Kunst des stilvollen Verarmens» ein ganzes Kapitel gewidmet.

Wer ist Schönburg?

Der Bruder der Fürstin von Thurn und Taxis.

Er nennt Sie einen «Helden der Armut».

Der dachte vielleicht, ich fahr noch immer im Rolls-Royce herum oder im Maserati. Das ist Schnee von gestern. Früher hab ich die Rolls-Royce gewechselt wie Unterhosen.

Heute wohnen Sie bei Ihrer fast neunzigjährigen Mutter.

Ja, ich kümmere mich um sie. Sie ist jetzt ein Pflegefall. Ich bin verantwortlich für sie. Sie hat mich ja nie gesehen, weil ich mein Leben lang unterwegs war. Als Schüler kam ich auf ein katholisches Internat nach Feldkirch, dann auf die Hotelfachschule in Bad Hofgastein, und mit 18 bin ich über Nacht von zu Hause weg. Vielleicht hat mich eine Tsetse Zanzara gebissen.

Eine was?

Eine Stechmücke. Ich weiss es nicht. Ich musste fort, zuerst in die Schweiz, dann nach London, von da nach Jersey, dann nach Italien, tütütü ...

Fürchten Sie den Tod Ihrer Mutter?

Ja, weil ich kann mit so was nicht umgehen. Manchmal stosse ich sie an, wenn sie schläft, um zu sehen, ob sie noch lebt. Ich weiss gar nicht, was man für ein Begräbnis alles machen muss, diesen ganzen Papierkram. Aber heute Nacht habe ich toll geträumt. Der Yves Saint Laurent ging in einem dunkelblauen Anzug zu seiner Beerdigung, nicht in Schwarz. Da dachte ich, ich werde auch in Dunkelblau gehen. Ich werde den Tod meiner Mutter verkraften. Es wird alles verkraftet.

Was hält Sie am Leben?

Das könnte ich Sie genauso fragen. Was hält Sie am Leben als Journalist? Das ist doch ein langweiliger Beruf. Ich könnte zum Beispiel nie ein Interview mit Boris Becker machen oder mit Uschi Glas.

Ich auch nicht.

Das wäre verlorene Zeit. Was soll ich denn den Scheiss-Becker fragen? Ob er jetzt wieder eine andere Freundin hat?

In einem Interview mit dem *Playboy* antworteten Sie auf die Frage, ob Sie einen zweiten Selbstmordversuch für möglich hielten: «Ja, warum nicht? Wenn ich finanziell am Ende wäre, würde ich Schluss machen.»

Da war ich wahrscheinlich bekifft. Wann war denn das?

1982.

Jetzt haben wir 2009. Im Mai werde ich 65.



Ungebrochener Nimbus: Helmut Berger.

«Mit dem Alter werden die Ohren länger, die Haare wachsen aus der Nase, und der gute Freund wird auch nicht grösser.»

Ist das von mir?

Ja, ein schöner Satz. Aber warum werden die Ohren länger?

Weil man sich an den Ohrläppchen zieht. Meine Läppchen sind ganz dick. Greif mal mein Läppchen an!

Sie sind komisch.

Ich finde mich überhaupt nicht komisch.

Müssen Sie nicht manchmal über sich lachen?

Doch, beim Wachsen, wenn er nicht steht.

Das ist doch tragisch.

Überhaupt nicht. Ich verarsche mich gern beim Sex, und ich verarsche auch die Leute, mit denen ich schlafe.

Woran denken Sie beim Masturbieren?

An meinen letzten Fick. Ich brauche dafür kein Internet und keinen Fernseher. Ich hole es aus dem Kopf. Aber jetzt geh ich mal Pipi machen ... (*Er geht und kommt wieder.*) Was willst du noch fragen? Mach schneller!

«Ich verarsche mich gern beim Sex, und ich verarsche auch die Leute, mit denen ich schlafe.»

In jungen Jahren galten Sie als der schönste Mann der Welt.

Das hat eine englische Zeitung geschrieben, weil ich den Dorian Gray gespielt hatte. Ich hab, als ich jung war, besser ausgesehen als Brad Pitt, tausendmal besser. Ich hatte auch später noch Angebote aus Hollywood. Aber ich hab den Produzenten gesagt, ich geh da nicht hin, das hab ich denen klar ins Gesicht gesagt. Amerika ist nicht mein Land.

In der Fernsehserie «Denver-Clan» hatten Sie eine Gastrolle.

Das hab ich nur wegen des Geldes gemacht. Ich bin Europäer. Ich hasse alles, was aus Amerika kommt, obwohl: Jetzt haben wir einen schwarzen Präsidenten, das find ich ganz toll. Dann kommt noch ein schwarzer Papst, das wird noch besser, und dann eine schwarze Päpstin.

Interessieren Sie sich für Politik?

Nein. Ich weiss Bescheid. Aber ich kann soundso nichts ändern. Ich war gegen den Vietnamkrieg. Deshalb wurde ich ein Hippie, ein *flower child* mit Gruppensex und *sex liberation*, dann wurde ich ein Punk, es war immer was los, das waren so Perioden. Ich hab das alles durchgemacht. Es war Spass. Aber ich war nie ein Politiker. Ich geh auch nicht wählen. Visconti wollte immer, dass ich mich mit Politik mehr beschäftige. Er war ja Kommunist ...

Und trotzdem, was die Zukunft betrifft, pessimistisch.

Ich weiss gar nicht, was Pessimismus ist.

Er glaubte, dass wir dem Untergang entgegenzuschlittern.

Das kann leicht sein. Jetzt haben wir die Finanzkrise, die kommt wie alles Schlechte auch aus Amerika ... Haben Sie die Oscar-Verleihung gesehen? Entsetzlich! In der ersten Reihe sass die Sophia Loren, die alte Kuh, braungebrannt, mit Perücke und einem Riesendécolleté. Geschmacklos! Die konnte doch nie etwas anderes spielen als Neapolitanerinnen in Fetzen.

Sie sprechen nicht freundlich über Ihre Kollegen.

Das kommt darauf an. Mit Liz Taylor war ich befreundet, mit Jack Nicholson, Ursula Andress, Romy Schneider, Mastroianni blablabla. Die Romy war für mich auch ein Vorbild, weil sie von einer Rolle in die andere springen konnte.

Sie floh vor ihren Depressionen.

Ja, mal war sie ganz oben, dann, tschumm, ganz unten. *She touched me very much*. Sie ist geflogen im Kopf, Wahnsinn! Aber sie hatte ja auch genügend Grund, depressiv zu sein: immer die falschen Männer, der Tod ihres Kindes ...

Der erste falsche Mann war Alain Delon.

Dafür hat sie ja bitter büssen müssen. Die Romy hat sich immer nur in Schweine verliebt.

Alain Delon war als Schauspieler Ihr Konkurrent.

Waas? Ich hab nie Konkurrenz gehabt. Seit wann hab ich Konkurrenz? Der Delon ist doch gar kein Schauspieler, sondern ein Strichbursche, das arme Arschloch. Es gibt Leute, die ihre Karriere durchbumsen. Das habe ich nicht gemacht.

Immerhin hatten Sie mit Visconti auch eine sexuelle Beziehung.

Das war aber der Einzige. Ich bin kein Strichbursche. Sind Sie verrückt? Wo ist Strychnin? Ich musste doch nicht bumsen, damit ich eine Rolle bekomme. Was glaubst du, wie lange ich hätte bumsen müssen, um Ludwig II. zu spielen!

Was für schöne Haare Sie haben.

Gefärbt. Hier (*zeigt nach unten*) sind sie nicht gefärbt.

Weisses Schamhaar?

Ich hab kein Schamhaar, weil mir das meine Freundin immer abrasiert *in between*. So ein blödes Thema! Ich möchte noch einen Gespritzten (*mit Wasser verdünnter Weisswein*). Sie auch? Sind wir fertig?

Haben Sie je mit dem Gedanken gespielt, sich psychiatrisch behandeln zu lassen?

Nie! Zum Psychiater geht man doch nur, wenn man leidet.

Leiden Sie nicht?

Ich leide nur in der Arbeit, weil ich immer denke, ich könnte es besser machen. Andere können das überspielen. Aber ich bin ja kein technischer Schauspieler. Ich bin kein Brandauer zum Glück. Der war gut als Mephisto, aber sonst ... Ich bin auch kein Maximilian Schell, der nur Dreck macht und seine Schwester verkauft hat. (*Anspielung auf Maximilian Schells Dokumentarfilm «Meine Schwester Maria» über die an Demenz erkrankte Maria Schell*) Ich bin nie mit meiner Leistung zufrieden, *my way of acting*, verstehst du? Aber privat leide ich nicht.

«Ich hab alles durchgemacht. Aber ich war nie ein Politiker. Ich geh auch nicht wählen.»

Es war zu lesen, Sie hätten sich von dem brasilianischen Schönheitschirurgen Ivo Pitanguy liften lassen.

Geh, schau ich so aus? Der Ivo ist ein Freund von mir. Ich hab ihn auf seiner Privatinsel besucht. Aber was da geschrieben wird, ist alles Dreck. Ich wurde, als ich jünger war, von der Presse gejagt. Ich war Freiwild. Das bin ich jetzt nicht mehr. Jetzt bin ich ein Hirsch und steh unter Artenschutz.

Jetzt sind Sie ein alter Mann.

Alt und dick. Mit meinem Bauch kann man mich bald nur noch im Schatten filmen wie Marlon Brando in «Apocalypse Now». Aber das ist mir wurscht. Ich steh zu meinem Alter. Mir war immer nur wichtig, dass ich mit mir selbst glücklich bin. Morgen kann mir ein Ziegel auf den Kopf fallen, und ich bin tot. So ist das Schicksal.

Haben Sie Angst vor Krankheit?

Ich hab sowieso Krebs.

Sie haben Krebs?

Ja, das bild ich mir ein. Aber was soll's!

Was soll auf Ihrem Grabstein stehen?

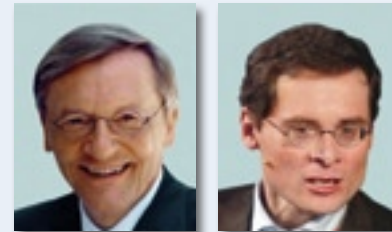
«Respekt».

Platin-Club

Referat: Die globale Krise – Europäische Antworten und nationale Spielräume.

Die Weltwoche und der Efficiency Club Zürich laden ein zum Referat von Dr. Wolfgang Schüssel, ehemaliger Bundeskanzler der Republik Österreich. Anschließend Diskussion mit Roger Köppel.

Montag, 30. März 2009, 18.30 – 19.30 Uhr
Kunsthaus Zürich
(Anmeldung zwingend erforderlich)



Die Konjunkturprognosen sind ernüchternd. Die Erwartungen für kommende Unternehmensergebnisse werden immer vorsichtiger formuliert. Doch ist die Krise tatsächlich so unausweichlich und rabenschwarz wie die Druckerschwärze, die vor uns täglich ein Negativszenario ausbreitet?

Dr. Wolfgang Schüssel, Bundeskanzler der Republik Österreich von 2000 bis 2007, befasst sich in seinem Vortrag mit den Auswirkungen der aktuellen Wirtschafts- und Finanzkrise und beleuchtet die Lösungsvorschläge und Antworten der Politik, wie sie in der Europäischen Kommission in Brüssel, aber auch in den Staatskanzleien diskutiert werden. Anschließend wird Roger Köppel in einem offenen Gespräch Fragen an Wolfgang Schüssel stellen.

Anmeldungen und weitere Informationen zum Anlass:

www.efficiency.ch oder telefonisch unter 044 222 25 25.

In Zusammenarbeit mit:





In Ermangelung von Modellen: van Gogh, «Blühender Garten mit Pfad» (1888).



Der Erreger

Von Daniele Muscionico

Den Pinsel führen wie zum ersten Mal. Das Licht begreifen und die Farben, das Bukett der Erde und das Odeur der Pflanzen. Einen Garten ersinnen, wie keiner ihn je gemalt hat: Beete und Rabatten in Aufruhr versetzt von der südlichen Sonne. Und er, der Künstler, als Seismograf der erschütterten Natur.

Arles 1866, Vincent van Gogh hat Paris hinter sich gelassen. Dort verbot man ihm, auf den Strassen zu malen; dort lähmten ihn die Querelen zwischen den Künstlern. Im Süden Frankreichs scheint alles heller. Und, in Ermangelung von Modellen, beginnt er sich für die Landschaft zu interessieren, für Obstgärten, die Kornernte. Alles scheint jetzt auf einen Strich leichter. Scheint. Denn schon bald wird es wieder dunkel um van Gogh, und sein Traum, in Arles ein «Atelier des Südens» zu gründen mit seinen Künstlerfreunden, endet im eigenen Blut. Als Folge eines Streits mit Gauguin – der Einzige, der ihm nach Arles gefolgt war, womöglich lediglich dank der heimlichen Bezahlung durch van Goghs Bruder Theo – schneidet er sich einen Teil seines linken Ohrs ab. Alles Weitere ist Legende.

Was kann man lernen aus der Vita dieses Erregten – der stets auch ein Erreger war in seiner Exaltation? Was hat uns das Rätsel van Gogh beigebracht für das Verständnis der Künstlergenies? Für die Bedeutung eines verrückten Blickes auf die Gegenwart? Und auch für das Verständnis des Kunstmarktes selbst?

Die opulente Ausstellung seiner Landschaftsbilder, die Ende April im Basler Kunstmuseum gezeigt werden, wird darauf Antworten bereithalten müssen. Und man wird sie mit Argusaugen prüfen, um sicherzustellen, dass sie nicht allzu beschönigend ausfallen.

Denn eines ist klar: Weilte dieser van Gogh heute unter uns, er wäre längst weggesperrt und seine Kunst bestenfalls ein Illustrationsbeispiel in einem Lehrbuch der Psychiatrie. Van Goghs Farbklänge und Pinselrhythmen waren zu seiner Zeit ein Affront für jede Akademie.

Seine Kunst war anstößig wie sein Leben, und sein Versuch, sich in die Gesellschaft einzuordnen, bereits in jungen Jahren gescheitert.

Van Gogh war der erfolgreichste Versager in der Kunstwelt des 19. Jahrhunderts. Vier Bilder, höchstens, hat er zu Lebzeiten verkauft. Dies Wissen im Bewusstsein, steigt in diesem Garten aus jedem Blütenkelch auch die bittere Bitte um Gehör.

Mit den Waffen des Glamours

Vogue-Paris-Chefin Carine Roitfeld kann sich nicht recht für die US-Kollegin Anna Wintour erwärmen, gibt sich aber diplomatisch.



«Schmürzeli-Maitli»: Vogue-Paris-Chefin Roitfeld.

Carine Roitfeld — Seit dem Streifen «The Devil Wears Prada» haben Film und Fernsehen eine aufregend neue Unterhaltungsspezies entdeckt: die Chefredaktorinnen von Hochglanzmagazinen. Das Sundance Festival präsentierte mit «The September Issue» gleich einen ganzen Dok-Film über Anna Wintour und ihre Arbeit bei der US-*Vogue*, CNN porträtierte am vergangenen Sonntag in der Sendung «Revealed» Carine Roitfeld, die Chefin der französischen *Vogue*, und «Running in Heels» ist eine Reality-Show über die amerikanische *Marie Claire*, an deren Spitze Joanna Coles steht. Natürlich interessiert der Glamour dieses Business, aber noch mehr verspricht man sich von

den Bösartigkeiten der Chefinnen. Und tatsächlich: Coles lässt mit ihrer despotischen Art Anna «Nuclear» Wintour, die bislang als arroganteste Vorgesetzte der Branche galt, wie ein «Schmürzeli-Maitli» aussehen. Sie wirft gerne Gegenstände nach unliebsamen Mitarbeiterinnen, und es werden nicht nur deshalb viele Tränen vergossen. Roitfeld hingegen gibt sich diplomatisch, erst recht, wenn man sie nach Wintours Arbeit fragt: «I respect her a lot», sagt sie dann artig. Die kleine Szene, in der sich die beiden an einer Modenschau in Paris begegnen, spricht eine andere Sprache: Man begnügt sich gegenseitig mit einem äusserst frostigen «Hello». Ohne Küsschen. (bwe)

José Mourinho — Der Trainer von Inter Mailand bekam diese Woche von der Universität Lissabon die Ehrendoktorwürde verliehen. Das Problem dabei war nicht, dass Mourinho zum feierlichen Anlass keine Krawatte trug. Das Problem war vielmehr sein Teint. Der war, nun, von einem dunklen Orange. Da war so viel Farbe in seinem Gesicht, dass man von einem eigentlichen Make-up-GAU sprechen muss. Wir haben letzte Woche an dieser Stelle über die fünf Dosen Gesichtsbräunungscreme berichtet, die Piero Esteriore bei seinem Einzug ins RTL-2-«Big Brother»-Haus im Gepäck mitführte. Ganz offenbar haben Männer eine Zuneigung zu solchen Produkten entwickelt. Da muss doch wieder einmal gesagt werden: braun gebrutzelte Haut ist nicht schön. Braun angemalte Haut ebenso wenig. Sie macht schon gar nicht jünger, sondern verdächtig. Und ist durch und durch würdelos. Männer sollten der Liste der ästhetischen Kapitalverbrechen nicht noch die künstliche Gesichtsfarbe hinzufügen. Graue Haare in rötlichem Bambi-Braun färben und/oder die kümmerlichen Reststrähnen quer über den Kopf drapieren und mit Haarspray festkleben sind genug der Schrecklichkeiten. (bwe)

Guy Ritchie — Man hat ja in den vergangenen Jahren nicht viel von Mr Madonna gehört. Ausser dass er den stählernen Körper seiner Frau als «knorpelig» empfand, was man sich doch ziemlich unsexy vorstellt. Kar-



Hart im Nehmen: Regisseur Ritchie.

rieretechnisch hingegen war es eher still um den einst als britischen Tarantino gefeierten Regisseur geworden, und wenn er denn etwas zeigte, ergoss sich Hohn und Spott über ihn. Die Scheidung scheint jetzt aber als Be-

freierungsschlag gewirkt zu haben, Ritchie ist zurück mit einem neuen Film. «RocknRolla» ist eine Gangsterkomödie und knüpft an seine früheren Erfolge in diesem Genre an. Es geht um einen zwielichtigen russischen Milliardär, der einen Fussballklub besitzt und Uri Omovich heisst. Die Ähnlichkeit zum russischen FC-Chelsea-Besitzer Roman Abramowitsch ist unübersehbar und wird gar nicht erst verwedelt. Offenbar kennt Ritchie keine Angst, sich mit dem Schwerreichen anzulegen. Aber hey, der Mann ist hart im Nehmen. Was ist schon ein Russe im Vergleich zu Madonna? (bwe)

Pipilotti Rist — Sie ist die Künstlerin, die uns beweist, dass Wünschen hilft: «Ich wünsche dem Roger Köppel eine Frau», hatte sie 2002 auf einem Werbeplakat einer Imagekampagne für dieses Magazin verlauten lassen. Die Fol-



Wünschen hilft: Künstlerin Rist.

gen sind bekannt. Dabei muss Rist selber wunschlos glücklich sein. Erst jüngst erhielt sie den mit 70 000 Euro dotierten Joan-Miró-Preis, eine der bedeutendsten Auszeichnungen für Gegenwartskunst. Was man in der Heimat der Künstlerin nie so recht verstand – der St. Galler Kantonsrat schwitzte Blut, als er den Unterstützungsbeitrag für Rists Kinodebüt «Pepperminta» sprach –, das wird in Spanien bedingungslos verehrt. Das hindert Pipilotti aber nicht daran, an ihrem Geburtsort im Rheintal diesen Sommer ein grosses Projekt zu vollenden. Im mittelalterlichen Schloss Werdenberg realisiert sie mit der zweiten Buchser Künstlerin, Niki Schawaller, eine Installation über Heimatgefühl und Rheintaler Sehnsüchte, deren Titel lautmalerisch eine dadaistische Séance verspricht, «Mama nomol». (MD)



MvH im Hotel

Ihr Kolumnist schläft für Sie. Dieses Mal in Vier-Sterne-Häusern in den Schweizer Bergen. Gute Nacht.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Klosters und Arosa. Ich war eingeladen an zwei Veranstaltungen, von denen ich lieber nichts erzähle. Das nennt man Win-win-Situation: Die Veranstalter müssen nichts Schlechtes lesen über ihre Events. Und MvH muss nicht schreiben, dass er auf zwei B-Anlässe ging (bestenfalls).

Deshalb kommen heute in dieser Spalte keine sogenannten Prominenten vor (es geht um Wichtigeres). Ich verbringe im Jahr zirka hundert Nächte in Hotelzimmern. (Das für die Direktion der Häuser, die vorkommen – meine Leser wissen, dass MvH sich auskennt.) Ferner bin ich Neopatriot, ich meine, das ist schliesslich die *Weltwoche*, ich finde also fast alles in der Schweiz im Grundsatz schon einmal gut. Drittens ist der Betrachtungsgegenstand nicht das Top-End, nicht Fünfsternehotels, mit denen ich in der Schweiz eigentlich immer zufrieden war. Ich kümmerge mich jetzt um das obere Mittelfeld, Vier-Sterne-Häuser, in für den Tourismus wichtigen Orten.

Hotel Nummer 1 (keine Rangliste): «Crystal», St. Moritz. Gelegen in einem ziemlich modernen Haus mitten im Ort. Mit der Direktorin bin ich ein wenig bekannt. Trotzdem (oder deshalb) sagte sie, ich hätte ein kleines, ruhiges Zimmer. (Dass die Direktorin an der Réception ist, wenn man anreist, ist schon einmal etwas, finde ich.) Das Zimmer war klein, *indeed*, ein «Hasenstall», in Arve, darf ich schreiben (ich habe 380 Franken dafür bezahlt); ruhig war es auch (Fenster zum Hof). Im Badezimmer gab es Einrichtungen und Armaturen, die schätzungsweise 20 bis 25 Jahre

alt waren (vielleicht waren sie weniger alt, aber so sahen sie aus). Die gute Nachricht: Halle, Bar, Restaurants und sogar das Treppenhaus respektive die Gänge zu den Zimmern sind recht chic. Und das «Fahren-Sie-bitte-mein-Auto-vor» funktionierte ohne langes Warten (Platz in Einstellhalle: 20 Franken/Tag).

Hotel Nummer 2: «Silvretta», Klosters. Von aussen gibt einem dieses grosse Haus das Gefühl, man beziehe ein Zimmer im besten Hotel des Ortes, und Halle sowie Réception halten, was die Vorderfront verspricht. Das «Superior»-Doppelzimmer (265 Franken, Einzelbelegung, Mittelsaison) bot viel Platz und war im Grunde nicht mit schlechten Stücken eingerichtet (von denen einzelne vermutlich in einer 3¹/₂-Zimmer-Wohnung in, sagen wir, Olten gut ausgesehen hätten). Aber hier sorgte die Summe dafür, dass ein Auge, das Schönheit aufsaugen möchte, nichts zu saugen hatte, sozusagen, bzw. trocken blieb. Aussicht gab es strenggenommen keine (Zimmer auf der Rückseite), man sah Schnee ohne Berge. Zum Badezimmer: analog Hotel Nummer 1. Genauer, man musste in der Badewanne duschen, und es gab keinen Halter für die Brause. *On the bright side:* Die «Tiefgarage» befindet sich zwei Türen hinter dem Empfang, was angenehm ist, wenn man ankommt.

Hotel Nummer 3: «Prätschli», Arosa. «Dank prädestinierter Lage längste Sonnenscheindauer», steht auf der Homepage. Das heisst, es liegt weit ab vom Dorf (zirka drei Kilometer, muss nicht schlecht sein). Zimmer 412 (Doppel, Balkon, 420 Franken) war gross, zirka 25 Quadratmeter, und hatte Fernsicht (Südseite). Das Badezimmer, vor kurzem neu gemacht, gefiel mir (Steinboden, Duschkabine). Aber das nützt auch nicht viel, wenn das Schlafzimmer eingerichtet ist, wie man sich eine bulgarische Trinkerheilanstalt vorstellt (dieses Bild ist von einem Schreiber, dessen Namen ich vergessen habe, weil ich nicht dachte, es einmal brauchen zu können).

Ergebnis: Die Viersternehotels, in denen Ihr Kolumnist in den vergangenen fünfzehn Tagen schlief und die in schlechten Zeiten gute Geschäfte machen sollten, sind keine, wo man Ferien verbringen möchte. Falls Häuser des oberen Mittelfelds so etwas wie *the backbone* unseres Hotelgewerbes darstellen, hat dieses nicht gerade einen offenen Rücken, aber sicher eine Erkrankung der Wirbelsäule. Oder wenn man nur ein Wort hätte, sie zu beschreiben – unsexy. Und da wir es gerade davon haben: Vielleicht sollten Inneneinrichter ab und zu daran denken, dass es Menschen im Hotel gibt, die ab und zu Sex haben möchten. (Nur wegen der neunzig Zentimeter breiten Einzelbetten, die in allen Zimmern standen.)

Kommendes Wochenende, nebenbei, fahre ich nach Como, ins «Le Due Corti». Die Junior-Suite in diesem vielhundertjährigen, vor einigen Jahren renovierten Haus kostet ungerechnet 290 Franken (Jacuzzi im Zimmer).

«Das beste Model aller Zeiten war Linda Evangelista»

Ursula Knecht, Chefin der Zürcher Modelagentur Option, über Casting-Shows, Gisele Bündchens Einsamkeit und das Erfolgsgeheimnis osteuropäischer Models.



«Das sehe ich sofort»: Model-Agentin Knecht.

Zurzeit schaut die halbe Schweiz Heidi Klums TV-Show «Germany's Next Topmodel». Sie auch?

Ein bisschen. Aber die Show bringt nicht die Models hervor, nach denen New York, Paris und Mailand verlangen. Joop und Lagerfeld sind ja über Heidi Klum hergezogen, weil sie nie auf den europäischen Catwalks zu sehen war.

Wird das Format irgendwann ein Topmodel hervorbringen?

Es funktioniert vor allem für Heidi Klum, aber vielleicht gibt es mal einen Glücksfall.

Sind Talentwettbewerbe wie der Elite Model Look oder Ford Supermodel näher an der Realität?

Auf jeden Fall. Die Mädchen müssen auch nicht von der Schule abgehen und einen Seelen-Striptease zeigen.

Die Model-Mindestgrösse ist ja bekannt: 174 cm. Gibt es eine Obergrenze?

Die liegt bei 181, 182 cm. Ich behaupte, mit 184, 185 cm ist ein Model chancenlos.

Kann man ohne Laufsteg top werden?

Nein, das gehört dazu. Patricia Schmid, Nadine Strittmatter, auch Noreen Carmody haben alle Laufsteg-Erfahrung, durften mit Starfotografen wie Peter Lindbergh, Paolo Roversi oder Mario Testino arbeiten und erscheinen in internationalen Kampagnen. Das hat es vorher noch nie gegeben bei Schweizerinnen.

Viele Option-Models tragen osteuropäische Namen. Hat der Osten die schöneren Frauen, oder ist es nur ein Trend?

Es ist sicher ein Trend, zudem sind die Grenzen offener geworden und die Visumprobleme kleiner. Die Mädchen aus dem Osten sind ambitionierter, weniger verwöhnt und sehen im Modelberuf das Ticket in die Freiheit. Er ermöglicht ihnen auch, ihre Familien zu unterstützen.

Wie alt ist Ihr jüngstes Model?

Fünfzehn. Valentina Neumeister wurde beim letztjährigen Elite Model Look Zweite und kam am Weltfinal unter die Top 15. Sie war in Rom und in Paris und hätte tolle Shows laufen können, u. a. für Ungaro. Aber weil sie noch nicht sechzehn ist, durfte sie weder am Sonntag arbeiten noch abends nach 19 Uhr.

Wie erkennen Sie, ob ein Gesicht Potenzial hat?

Es muss natürlich fotogen sein, und das sehe ich sofort. Das kann auch der Fall sein bei einer grösseren Nase.

Was ist eigentlich aus den Gewichtsattesten geworden, die vor drei Jahren diskutiert worden sind?

Valentina musste von Gesetzes wegen zu einem Arzt, damit sie in Paris arbeiten konnte. Er musste ihre Gesundheit bescheinigen. Sie ist einfach von Natur aus sehr dünn. Ein Model mit Essstörungen kann ich nicht beschäftigen.

Wer ist für Sie das beste Model aller Zeiten?

Linda Evangelista.

Und welche Karriere hat Sie am meisten überrascht?

Die Karrieren von Kate Moss und Gisele Bündchen. Ich habe beide kennengelernt, als sie blutjung angingen. Gisele habe ich am Elite Model Look auf Ibiza erstmals getroffen, wo sie unter die ersten drei kam. Sie sprach kein Wort Englisch. Auf der Elite-Agentur in New York traf ich sie ein Jahr später wieder, und sie hat mir ihr Yorkshire-terrier-Hündchen Vida in die Arme gedrückt, weil sie zu einem Job musste. Ich dachte, das kann ja heiter werden, wenn sie sich ein Tier gegen die Einsamkeit zulegen muss.

Weibliche Models verdienen deutlich mehr als ihre männlichen Kollegen. Holen die Männer auf?

Nein, aber immer mehr Männer werden von dem Beruf angezogen.

Warum haben Missen kein Modelpotenzial?

Sie sind schon älter, und optisch sind ganz andere Typen gefragt.

Wozu raten Sie Mädchen, die Model werden möchten?

Zu Ehrlichkeit und nicht abzuheben, wenn sich der Erfolg einstellt.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Retro in die Zukunft

Von Jürg Zbinden

«Back to the Future» war *der* Hollywood-Blockbuster des Jahres 1985, und weil die Familienkomödie enormen Erfolg hatte, streckte man sie auf drei Teile bis ins Jahr 1990. Wer den eigentlichen Sympthieträger der Retro-Trilogie darstellte, Michael J. Fox oder die als Sportwagen (ein DeLorean DMC-12) verkleidete Zeitmaschine, bleibt ein Geheimnis Hollywoods. Jedenfalls erfreuten sich Millionen am Rock 'n' Roll und an den Petticoats der Fifties, als die Antibabypille noch Science-Fiction und selbst Knutschen nicht völlig harmlos war. Im Popgeschäft ist «retro» ein Dauerbrenner. Amy Winehouse oder Duffy klingen so verblüffend nach den Sixties wie die Original-Soulistinnen, und auch ihr Look orientiert sich retro. Ebenso die folgende Auswahl:

1 — Kleiner Luxus, aber oho! Die Mods (abgeleitet von *modernists*), eine subkulturelle Jugendbewegung der sechziger Jahre, standen für das Outfit von Ben Sherman Pate. Der Strickpulli Kingly kostet Fr. 160.–, das Hemd Grohl kommt auf Fr. 120.– zu stehen. Das Mode-Label Ben Sherman gibt es zum Beispiel bei Herren Globus oder bei Booster, Stüssihofstatt 6, Zürich.

2 — Die Riemensandalen Rako erweisen mit ihren glänzenden Kettengliedern unverhohlen dem Hippie-Chic der frühen Siebziger die Ehre. Ein Stirnband um die glatten langen Haare, eine Riesensonnenbrille auf die Nase, und fertig ist der feminine *look of love*. Rako gibt es in diversen Farben für Fr. 425.– bei Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.

3 — Die Originals-Linie von Lee Cooper lässt an den unvergesslichen James Dean denken und sieht mit einem schlichten T-Shirt oder einem karierten Hemd noch immer am besten aus. Das Modell LC118 zum Preis von Fr. 139.– ist ab Ende März im Handel, etwa bei Herren Globus oder Manor.

4 — Was könnte mehr retro sein als eine Kutsche (*calèche*)! Jean-Claude Ellena, Meisterparfümeur des Hauses Hermès in Paris, nahm nach Eau de Toilette und Parfum Extrait die Partitur von Kelly Calèche wieder auf und liess sich erneut vom Hermès-Lederlager und von dessen kostbaren Duftnoten inspirieren. Samtiges, geschmeidiges Wildleder steht im Vordergrund, ergänzt durch Kletterrose, Veilchen und einen Hauch Vanille. Das Eau de Parfum (Spray 100 ml) kostet Fr. 176.–, 50 ml kosten Fr. 125.–.

1



2



3



4





Auto

Wie von Jil Sander designt

Die erste Liebe unseres Autors war der Porsche 911 von 1983. Daran hat sich bis heute nichts geändert. *Von Ulf Poschardt*

In Marcel Prousts epochalem Prosawerk *«Auf der Suche nach der verlorenen Zeit»* gibt es jenen vielzitierten Moment, als der Erzähler durch den Genuss einer Madeleine durch einen Zeittunnel zurück in seine glückliche Kindheit fällt. Meine Liebe zum Auto kennt zweierlei Ursprungserlebnisse. Fröhlichkindlich die Liebe zu Sportwagen als Spielzeug im Kinderzimmer wie auf der Strasse. Bei Porsche 911 weigerte ich mich weiterzugehen und starrte. Das zweite Erlebnis war in der Pubertät, als mir der Nachbarsjunge von der IAA in Frankfurt den gewünschten Porsche- 911-

Katalog mitbrachte. Das war 1983, und gerade wurden das neue Carrera-Coupé und -Cabrio vorgestellt: mit 231 statt 204 PS wie beim Vorgänger SC.

Ich verbrachte den gesamten Spätsommer mit dem Katalog, lernte ihn auswendig. Damals, als ich mein Taschengeld für einen Hungerlohn in einer Textilfabrik aufbesserte, erschien es mir nahezu unwirklich, ein solches Auto zu fahren oder gar zu besitzen. Schon ein paar Jahre später geschah zuerst das eine, dann das andere. Aber seither ist für mich der 911 Carrera der Baujahre 1983 bis 1989 die Urreferenz des 911ers. Glücklicherweise gibt es auch andere, weniger existenzialistische Experten, die dieses Modell zwischen den alten Chrom-Ur-Elfern und den modernen «Hängebauch-Elfern» als einen der ausgereiftesten Porsches aller Zeiten ausweisen. Er sieht aus, als hätte ihn Jil Sander designt, die diesen Elfer selbstverständlich in Dunkelblau fuhr.

Der 3,2-Liter-Boxer brummt mit tiefem Bass und lässt sich unverschämt schaltfaul durch die Stadt bewegen. Während die 245 km/h heute als vergleichsweise übliche Spitzen-

geschwindigkeit gelten dürfen, war das Anfang der achtziger Jahre beeindruckend schnell. Die heute noch aktiven, gutgepflegten Carrera werden allerdings selten über die Autobahn gehetzt. Heute ist dieses sogenannte G-Modell-Cabrio der Ausweis eines ebenso raffinierten wie soliden Geschmacksbürgertums. Es ist das automobiler Äquivalent zur Hermès-Kollektion oder zu einer Walter-Gropius-Villa in Dessau. Aber viel günstiger.

Die Krise in den USA und der schwache Dollarkurs verhelfen scheckheftgepflegten Garagenwagen aus Kalifornien oder Hawaii zu einer Reise über den Atlantik. Ab 30 000 Franken bekommt man ein vernünftiges Sommergefahr, das auch als Design-Klassiker Wertsteigerung erfahren dürfte. Die meisten US-Importe verfügen über einen Katalysator, ansonsten lassen sich diese besonders in den Modellen ab 1985 problemlos einbauen. Verbrauchswerte knapp über zehn Liter sind praktisch möglich, zwei Kindersitze lassen sich im engen Fond platzieren, und das Geräusch des startenden luftgekühlten Boxers ist bei diesem Carrera so elegant wie bei keinem anderen. Oder hat das mit meiner einsamen Jugend zu tun?

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Porsche Carrera Cabrio (Bj. 1983–1989)

Hubraum: 3164 ccm; Leistung: 231 PS;
Höchstgeschwindigkeit: 245 km/h
Preis: ab 30 000 Franken (für gepflegte Occasionen)



Das Schöne daran

Bei einem Ausflug in den Aargau erleben wir die wohltuende Normalität guter Küche. *Von David Schnapp*

Schon beim Eintreten fühlt man sich in der Gaststube des Restaurants «Bänziger» in Seon wie zu Hause. In den letzten Jahren hat sich eingangs des schönen Seetals Martin Bänziger einen ausgezeichneten Ruf in der Region und 15-Gault-Millau-Punkte erkocht.

Aus der Küche grüsst zunächst eine feine Zanderterrine, und flott geht's voran, schon kommen violette Artischocken mit Kaninchenleber. Die dezente Bitternis des Gemüses verbindet sich schön mit der Süsse des Fleisches. Der zweiten Vorspeise, einem Tunfischcarpaccio mit Morcheln, liegen ausgezeichnete Rohstoffe zugrunde, nur leider ist das Balsamicodressing etwas zu sehr gewöhnliche Salatsauce, die man schon vom ersten Gang zu kennen meint.

Der Duft von Rosmarin erreicht uns, er begleitet das Gitzzi aus Frankreich, das wir zur Hauptspeise erkoren haben. Das Fleisch ist perfekt zart, der Geschmack des Gewürzes intensiv, aber nicht so – was bei Rosmarin schnell einmal der Fall sein kann –, dass man glaubt, ein Duftbäumchen fürs Auto auf dem Teller

liegen zu haben. Meine Abendbegleitung freut sich über Ricottaravioli an einer Bärlauchsauce. Auch wenn Martin Bänziger nicht der Erste ist, der diese Teigwaren zubereitet, schafft er es, ihnen eine eigene Note zu geben.

Bis zum Dessert (wunderbare Quark- und Orangensoufflés) bestätigt sich der erste Eindruck: In einer wohltuenden Unaufgeregtheit präsentiert Bänziger seine Arbeit, die Präsentation ist bodenständig und kommt ohne Dekorations-Chichi aus. Das passt zur warmen Atmosphäre im Lokal, wo Bücher, *Mare*- und Du-Ausgaben Wohnzimmeratmosphäre schaffen. Und es passt zum sympathischen Koch selbst, der uns zum Schluss bei der Wahl des Grappas (es wurde dann ein empfehlenswerter Malanser Marc von Studach) beratend zur Seite steht. Da will einer einfach nur gut kochen. Mit dieser unspektakulären Einstellung kann man hier schon weit kommen. Das ist das Schöne am Aargau, sagen wir, im Vergleich zu einer Stadt wie Zürich.

Restaurant Bänziger. Seetalstrasse 43, 5703 Seon. Tel. 062 775 11 39, www.restaurant-baenziger.ch



Flott geht's voran: Gastgeber Martin Bänziger und Marianne Müller im «Bänziger» in Seon.

Aschenbrödels Wein

Von Peter Rüedi



Es gibt Ignoranten, und es gibt snobistische Ignoranten. Die ersten wissen es nicht besser, die zweiten wissen immer alles besser. Wo's um die Ausstattung mit Weinwissen geht, sind sie in auffälliger Häufung vertreten. Der snobistische Ignorant verspottet den einfachen. Du kennst den Unterschied nicht zwischen Montepulciano und Montepulciano d'Abruzzo? Zwischen dem *Vino Nobile* aus der Südtoskana, purem Sangiovese, und den Säften aus Aschenbrödels Weinberg in Italiens Armenhaus? Natürlich weiss der snobistische Ignorant auch, dass seit dem Skandal vor einem Jahr die Nobilität ein paar Flecken auf der Weste hat, vielleicht sogar, dass die so gravierend gar nicht sind. Dass es aber ein paar Weine aus der mit Sangiovese (in Montepulciano Prugnolo gentile) keineswegs verwandten Sorte Montepulciano d'Abruzzo gibt, die den Berühmtheiten aus der Toskana locker heimleuchten, ist dem snobistischen Ignoranten nicht bekannt.

Genug, schon werde ich zum Snob in zweiter Potenz. Dabei wollte ich nur auf einen wirklich grossen Wein aus einer Gegend aufmerksam machen, in der man einen solchen nicht vermutet. Die Provinz Teramo liegt etwas nordwestlich von Pescara, an der Grenze zu den Marken, und dort, in einem Dorf nahe der Adria mit dem schönen Namen Controguerra, macht ein Produzent mit dem schönen Namen Dino Illuminati einen Wein, der jedem zur Erleuchtung verhilft, der Montepulciano d'Abruzzo bis dahin als eine provinzielle Quantité négligeable verachtet hat. Er heisst Zanna, und ich schwöre bei allem, was mir im Keller teuer ist: Dass der Weinführer des *Espresso* diesen als «zu konzentriert, zu wenig entspannt» bemäkelt, ist, in der Umkehrung, nur die Fortsetzung des genannten Snobismus. Wohl wahr: Der Zanna 2005 ist ein Hammer, stoffreich, mit einer tollen, (brom-)beerigen Frucht und weichen Tanninen. Er war zwei Jahre in slowenischer Eiche, doch *attenzione*: nicht in kleinen Barriques, sondern in Fudern von 25 Hektolitern! Fabelhaft.

Dino Illuminati: Montepulciano d'Abruzzo Zanna Riserva 2005. Divo, Penthalaz. Fr. 26.10 www.divo.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (8) Klaus Merz: Der Argentinier (*Haymon*)
- 2 (1) Daniel Glattauer: Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 3 (2) Martin Suter: Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 4 (4) Lukas Hartmann: Bis ans Ende der Meere (*Diogenes*)
- 5 (3) Daniel Kehlmann: Ruhm (*Rowohlt*)
- 6 (5) Charlotte Roche: Feuchtgebiete (*DuMont*)
- 7 (6) Simon Beckett: Leichenblässe (*Wunderlich*)
- 8 (-) Salman Rushdie: Die bezaubernde Florentinerin (*Rowohlt*)
- 9 (9) Susanna Schwager: Das volle Leben – Frauen über 80 erzählen (*Wörterseh*)
- 10 (-) Brian D'Amato: 2012: Das Ende aller Zeiten (*Lübbe*)

Sachbücher

- 1 (1) Largo, Beglinger: Schülerjahre (*Piper*)
- 2 (3) Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler: 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 3 (2) René Zeyer: Bank, Banker, Bankrott (*Orell Füssli*)
- 4 (5) Eckart von Hirschhausen: Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 5 (4) Rhonda Byrne: Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (6) Bernhard Moestl: Shaolin (*Knaur*)
- 7 (8) Rüdiger Schache: Das Geheimnis des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 8 (7) Duden: Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliogr. Inst. und F. A. Brockhaus*)
- 9 (-) Lukas Hässig: Der UBS-Crash (*Hoffmann und Campe*)
- 10 (-) Wildeisen, Manz: Lauter Lieblingsdesserts (*AT-Verlag*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Kunst ist käuflich

«Freie Sicht auf den Kunstmarkt», postuliert Dirk Boll, European Director von Christie's International – und spricht uns damit aus dem Herzen. Denn wer hat in der hysterischen Gegenwart, die für reines Mutmassen Tausende von Dollar bezahlt noch das Augenmass für Kunst, die wirklich zählt? Boll ist, wen wundert's, «his master's voice», und deshalb wird man nicht alles, was er vorschlägt, so gleich auch gutheissen. Am wenigsten die Aussage: «Der Kunst den Kunstmarkt zu ersparen, hiesse, sie handwerklich und intellektuell zu unterfordern.» Abgesehen von diesem fragwürdigen ersten Gebot seines Manifests ist das Buch ein hilfreicher Survival-Trainer im Wilden Westen des freien Marktes. Und ein leserfreundliches Produkt aus einem kleinen Zürcher Sachbuchverlag, den zwei eigensinnige Verlegerinnen in Händen halten, Anne Rüffer und Dominique Rub. (MD)

Literatur

Posttraumatische Träumereien

Mit seinem gefeierten Roman «Niederland» hat Joseph O'Neill den literarischen Jackpot geknackt. Er erklärt der Welt Cricket und das menschliche Dasein im Zeitalter des Terrors. Von Sacha Verna

An Joseph O'Neill fällt einem als Erstes auf, dass er keineswegs so geschliffen wirkt wie seine Prosa. Eher ein bisschen schmutzig, in den verfleckten dunkelblauen Baumwollhosen und dem ausgeleierte Pullover. Dasselbe gilt für sein Studio in New Yorks West Village, in dem jener Roman entstanden ist, der den 44-Jährigen aus der obskuren Existenz eines Schriftstellers ohne Leser in die eines öffentlichen Intellektuellen katapultiert hat, dessen Meinung zu allem und jedem plötzlich gefragt ist.

«Niederland» wurde von der *New York Times* zu einem der zehn besten Bücher des vergangenen Jahres gewählt und als «witzigstes, wütendstes, anspruchsvollstes und traurigstes literarisches Werk über das Leben in New York und London nach dem Kollaps des World Trade Centers» gefeiert. Kritikerpapst James Wood verglich den Roman im *New Yorker* mit F. Scott Fitzgeralds «The Great Gatsby» und den Autor mit Saul Bellow und V.S. Naipaul. Der Rest der amerikanischen Kritikerzunft stimmte in den Lobgesang ein, und das Beste: «Niederland» verkauft sich auch hervorragend.

«Ich habe mit diesem Roman den Jackpot geknackt», gibt Joseph O'Neill unumwunden zu. Inzwischen hat er zwei Stühle und einen kleinen Holztisch in der Mitte seines Büros freigeschaufelt und Platz genommen. «Aber wissen Sie was?», fährt er fort, «ich verdiene immer noch weniger als ein lausiger Anwalt.» O'Neill weiss über Anwaltshonorare Bescheid. Er war jahrelang selber Anwalt, und zwar ein ziemlich erfolgreicher, der an Londoner Gerichten in schwarzer Robe und mit weisser Perücke grosse Firmen bei Geldstreitigkeiten verteidigte. 1998 zog er mit seiner amerikanischen Frau, der *Vogue*-Redaktorin Sally Singer, nach New York. Seither leben die beiden mit ihren drei Söhnen im legendären Hotel der Künstler und Exzentriker, dem «Chelsea Hotel».

Postnationale Identitäten

Wie der Protagonist von «Niederland», Hans van den Broek, und seine Familie. O'Neills Roman handelt von der ungewöhnlichen Freundschaft zwischen Hans, einem Holländer, der an der Wall Street für viel Geld Öl- und Gasunternehmen analysiert, und Chuck Ramkisson, einem Inder aus Trinidad, der in New York unter anderem ein koscheres Sushi-Restaurant und eine nicht ganz so koschere Privatlotterie betreibt. Beide sind sie Immigranten, doch während Hans seiner gesamten

Umwelt mit abgeklärter Apathie begegnet, stellt Chuck den klassischen amerikanischen Träumer dar, den «Ich-schaffe-es-obwohl-ich-aus-dem-Nirgendwo-komme-Typ», wie es O'Neill ausdrückt.

O'Neill hat viel über das Wesen dieses ur-amerikanischen Mythos nachgedacht: «Das Interessante am amerikanischen Traum ist, wie beharrlich er sich hält», sagt O'Neill. «Er bildet einen wesentlichen Bestandteil der politischen Kultur hier. Das ist einerseits problematisch, zumal dieses Land von ungeheuren Klassen- und Rassenunterschieden geprägt ist. Andererseits verleiht die Idee, dass jeder es schaffen kann, Amerika ständig neue Energie. Kaum meint man, man habe endgültig ausgeträumt, taucht jemand wie Barack Obama auf. Und dann fragt man sich: Wow! Wäre das auch in Europa möglich?»

O'Neills Faszination von Amerika ist in «Niederland» deutlich spürbar – und dürfte einer der Gründe für den Erfolg des Romans sein. Aber O'Neill ist kein «politisch-ethischer Idiot» wie Hans, der sich einmal selber so bezeichnet. «Meine politischen Ansichten decken sich viel eher mit jenen von Hans'»

«Das Interessante am amerikanischen Traum ist, wie beharrlich er sich hält.»

Frau», sagt O'Neill. «Sie hält die Jahre der Bush-Regierung und deren Aktionen nach dem 11. September für verhängnisvoll.»

«Niederland» spielt zwischen 2001 und 2006. O'Neill vermittelt darin glaubwürdig und präzise die Atmosphäre in New York nach den Anschlägen. «Diese Beschreibungen beruhen ganz klar auf meinen eigenen Erfahrungen», sagt er, «aber alles Übrige in dem Roman ist erfunden.» Na ja, nicht alles. Die Sache mit dem Cricket etwa ist es nicht. Denn «Niederland» ist auch eine Liebeserklärung an diese Sportart, die alle, die sie nicht betreiben, für einen Witz halten.

Nicht so O'Neill: «Ich spiele seit meinem zehnten Lebensjahr Cricket», sagt er, «ich bin cricketsüchtig». Als er nach New York zog, trat er deshalb so schnell wie möglich dem Staten Island Cricket Club bei. Und dort, gleichsam beim Schwingen des Schlagholzes, kam ihm die Idee zu seinem Roman. «Mein erster Gedanke war, dass Cricket eine gute Metapher abgeben würde für die Grenzen der amerika-



Idee beim Schwingen des Schlagholzes: Autor O'Neill.

nischen Vorstellungskraft», erinnert er sich. Zumindest in «Niederland» endet diese Vorstellungskraft beim Cricket. Chuck Ramkissoons kühnste amerikanische Träumerei besteht nämlich darin, auf einem brachliegenden Stück Land in Brooklyn ein Cricket-Stadium zu errichten – das erste und prächtigste seiner neuen Heimat. Dazu kommt es nicht. Stattdessen wird Chucks gefesselte Leiche aus Gründen, die im Dunkeln bleiben, eines Tages aus einem Kanal gefischt. Zu diesem Zeitpunkt lebt Hans wieder in London, wohin seine Frau bereits vor ihm geflohen ist – offiziell aus Protest gegen die Politik George W. Bushs, inoffi-

ziell, weil sie ihre Ehe mit Hans für gescheitert hält. Wenigstens vorübergehend.

Die Cricket-Begeisterung ist das eine. Doch noch in einem anderen Punkt gleicht «Niederland» der Realität: Wie Hans verfügt Joseph O'Neill über eine multinationale Identität. Als Sohn einer Türkin in Irland geboren, wuchs O'Neill in Holland auf, studierte in England und ist in den Vereinigten Staaten gelandet. «Ich hatte während des grössten Teils meines Lebens als Schriftsteller das Gefühl, deshalb im Nachteil zu sein», sagt er. «Es gibt keine Gemeinschaft, der ich mich wirklich zugehörig fühle, keine grössere Gruppe, mit der ich ge-

wisse Erinnerungen an Landschaften oder eine Geschichte teile.» Doch das habe sich beim Schreiben von «Niederland» geändert: «Mir ist bewusst geworden, dass solche postnationalen Identitäten heute viel häufiger sind als noch vor zwanzig Jahren», sagt O'Neill. Die Wurzellosigkeit, die Hans ebenso prägt wie seinen Erfinder, mag ein weiterer Grund dafür gewesen sein, dass sich gerade in den Vereinigten Staaten viele Leser in den Figuren des Romans wiedererkennen.

Doch eigentlich war sich Joseph O'Neill der postnationalen, Post-11.-September-, Post-was-immer-man-sonst-noch-hineingelesen-hat-Thematik während der Arbeit an «Niederland» gar nicht bewusst. «Ich dachte einzig an die Stimme», sagt er. «Meine Lieblingsromane sind solche, in denen man sich in Gesellschaft einer betörenden Stimme befindet. Es spielt keine Rolle, wovon der Roman handelt. Du willst nur dem Erzähler, dieser Stimme, zuhören.» Eine solche Stimme wollte er schaffen. Er sei besessen vom Schreiben perfekter Sätze: «Ein Satz nach dem anderen – ein Roman muss entstehen wie ein Gedicht.»

Eine Art lyrischer Realismus

Tatsächlich pflegt O'Neill eine Art lyrischen Realismus, dem etwas Altmodisches anhaftet, der jedoch selten maniert wirkt. Zudem ist die Geschichte, die er erzählt, vielschichtig genug, um auch Leser bei der Stange zu halten, die mehr an der Handlung als am Ton eines Romans interessiert sind. Nicht dass «Niederland» vor Action strotzen würde. Doch die kleine, tragikomische Anekdote über Chucks Bruder, der auf dem Ast eines Kapokbaums vom Blitz erschlagen wird, wie O'Neill den Gegensatz schildert zwischen Hans' Hilflosigkeit in Beziehungsdingen und seiner Brillanz bei Selbst- und Geschäftsanalysen, wie in diesem Roman unterschiedliche Lebenswelten aufeinanderprallen, um dann für kurze Zeit oder für immer miteinander zu verschmelzen – all diese Elemente machen «Niederland» zu einem sehr gelungenen Stück Literatur. Zu einem Meisterwerk? Meisterwerke erkennt immer erst die Nachwelt.

Überdies lohnt es sich, praktisch, und das heisst auf dem Boden der nackten Zahlen, zu bleiben. O'Neill hat sieben Jahre lang an «Niederland» gearbeitet. «Für den Verkauf der Filmrechte habe ich 300 000 Dollar erhalten», sagt O'Neill, «ergibt ein Jahreseinkommen von nicht einmal 50 000 Dollar.» Sam Mendes soll Regie führen, und der wird vermutlich ein Mehrfaches davon verdienen. O'Neill steht auf. Der Abschnitt eines Flugtickets flattert zu Boden. New York–Dubai. In Dubai ist O'Neills nächstes Buch angesiedelt. Aber darüber möchte der Autor noch nicht sprechen.

Joseph O'Neill: Niederland. Roman. Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. Rowohlt. 315 S., Fr. 34.90

Französischer Walzertraum

Von Peter Rüedi

Europäischer Jazz, das war lange ein Widerspruch in sich. Jazz war eine amerikanische Angelegenheit, und das blieb diese Musik bis in die jüngste Zeit. In Wahrheit waren am Jazz als einer interkulturellen Fusionsmusik schon in den Anfängen europäische Gene beteiligt. Im Ragtime schwang viel europäische Salonmusik mit, viel aus den «Savoy Operas» von Gilbert und Sullivan oder den Märschen von Sousa. Auch war das Zusammenfließen unterschiedlicher Quellen zu einer neuen Populärmusik im New Orleans vor dem Ersten Weltkrieg kein einmaliger Vorgang. Der Tango war eine vergleichbare Synthese, und die französische Musette auch. Die entstand, grob gesagt, aus der Rivalität von Volksmusikern aus der Auvergne, italienischen Akkordeonisten und Zigeunergitarrenisten in den Tanzlokalen um die Pariser Bastille. Dieses Biotop brachte, nicht zufällig, den Musiker hervor, der als Erster einen «europäischen Jazz» spielte: Django Reinhardt.

Django kam von der Musette. In den letzten beiden Jahrzehnten, parallel zur Besinnung europäischer Musiker auf ihre *roots*, explodierte auch ein eigentliches Musette-Revival. Das Programm, das der französische Meister-vibrafonist Franck Tortiller «L'orchestre sentimental 3/4» nannte, entwickelte er ursprünglich für das Orchestre National de Jazz, dessen Chef er von 2005 bis 2008 war. Aufgenommen hat er es erst nach seinem Rücktritt. Die CD ist, wie alles von Tortiller, gescheit, witzig, originell. Die Arrangements für die kleine Big Band (elf Musiker) sind nur gelegentlich auf den Akkordeonisten Eric Bijon zentriert und suchen auch dann nie das Musette-Klischee. Tortiller sucht, wenn man so sagen will, eine musikalische Erinnerung, die in seiner *éducation musicale-sentimentale* wichtig war. Ein Timbre. Sein Meisterstück, die einleitende «Valse 4», ist ein schönes Klangpoem, mit mal pathetischen, mal ironischen Anklängen an das Vorbild Miles Davis/Gil Evans (der Trompeter ist Herbert Joos). Einige der Arrangements sind vielleicht etwas *overwritten* – was soll's. Das Ganze bleibt ein zauberhafter, schräger französischer Walzertraum.



Frank Tortiller: L'orchestre sentimental 3/4.
CAM Jazz 7818-2 x

Der Anti-Rambo

«Che» versucht die Revolutions-Ikone Guevara zu entmystifizieren – und erreicht das Gegenteil. Von Wolfram Knorr



Kräftezehrender Dschungelkampf: Benicio del Toro als Che Guevara (2. v. r.).

Sein Eigensinn ist berüchtigt, und er scherte sich nie darum, was das Gewerbe fordert: kommerzielle Erfolge. Mit seinem Erstling «Sex, Lies, and Videotape» (1989) hatte er ihn, um sich danach mit «Kafka» (1991) stur einen Flop zu leisten: Steven Soderbergh. Ein Cineast mit solch energischer Haltung hat im Showbiz bald das Image des Unberechenbaren, und Soderbergh scheint das zu gefallen. Es hält vor allem die Medien auf Trab, wenn er sich – neben seinen Kommerzspässen wie der «Ocean»-Trilogie – wieder in Kamikazeprojekte stürzt. Das über vierstündige Epos «Che» darf wohl dazu gezählt werden. Dutzende Male war Ernesto Che Guevara, berühmtester Revolutionär des 20. Jahrhunderts, heroischer Leinwandheld. Wieso heute, wo Ches Attraktivität längst verblasst ist, auf ihn zurückgreifen?

Vielleicht gerade deshalb. Denn Soderbergh drehte gegen die einstige Pop-Ikone an, die in keiner linksgewirkten WG als Poster an der Wand fehlen durfte – und erreicht, kurios, das Gegenteil. «Che», der in zwei Folgen ins Kino kommt, sucht demonstrativ das Weite vor jeder Revolutionsboutique, vor jeder «Sehenswürdigkeit». Selbst im zweiten Teil («Guerilla» betitelt; ab 23. April), der das Ende Guevaras in Bolivien schildert, vermeidet Soderbergh jenes Bild der Aufbahrung des toten Ernesto, das viele an Christus erinnerte und dazu führte, dass Guevara zum Heiligen stilisiert wurde.

Um dieser masslosen Idolatrie nicht Vorschub zu leisten (man sprach vom «Lord Byron der Revolution»), bleibt Soderbergh (nach einem Drehbuch von Peter Buchman) auf Distanz zum asthmagebeutelten Revolutionär und zeigt ihn nur beim kräftezehrenden Dschungelkampf; statt Heroik profanes Malochen. Che als Anti-Rambo. Im ersten Teil, «The Argentine», lernt der junge Guevara in Mexiko Fidel Castro kennen, folgt ihm nach Kuba, wird Comandante und danach kubanischer Industrieminister und Leiter der kubanischen Zentralbank. Doch in der Politik versagt er ebenso wie auf dem Parkett der Diplomatie. Guevara flüchtet zurück in den Kampf, geht in den Kongo und nach Bolivien und scheitert. Was trieb den gebürtigen Argentinier und Arzt, der in Mexiko verheiratet war (fünf Kinder), in den revolutionären Kampf? Man erfährt es nicht. Weil Soderbergh Guevara nur im Feld beim Schulterklopfen mit Genossen und beim Ballern mit Gegnern zeigt und mit Baskenmütze, Bart, Lockenhaar und Zigarre nur verhuscht ins Bild rückt, brennt sich durch den harschen Naturalismus dann doch wieder der Guevara-Heiligenschein durch. Dass Ernesto über Leichen ging und beim Durchsetzen seiner Ziele skrupellos gewesen ist, wird unterschlagen. Er bleibt so flach wie auf den Postern.

Che (Teil 1: The Argentine).

Regie: Steven Soderbergh. USA, 2008

Charme und Hormone

Pet Shop Boys, Peter Doherty, White Lies: Aus England kommt ein kräftiger musikalischer Schub. *Von Albert Kuhn*

England beliefert uns mit neuem Britpop. Rollen wir das Feld von hinten auf: White Lies sind eine disziplinierte Popband der späten New-Wave-Schule – die sie aber nicht erlebt haben. Spät geboren, inhalieren sie den Sound von 1983 und führen ihn 2009 wieder auf. Diese Musik versteckt ihre Leidenschaften hinter bläulichen Nebelwolken von kühler Distanz: Drums, Gitarren, Synthesizer und Stimmen sind samt und sonders in Echos und Hall getaucht. Die Gitarre taucht selten als solche auf, sondern verstärkt entweder den Bass oder die Synthesizer.

Wo bleibt das Herz?

Das Album scheint souverän gelungen: Ein fast umfassender Spät-New-Wave-Rückblick auf Joy Division, New Order, The Cure, The Psychedelic Furs, Depeche Mode, Echo & The Bunnymen und Duran Duran. Und ist das Projekt interessant? Man möchte verlegen weiterfragen: Wessen Herz schlägt in dieser Musik? Immerhin ist einzurechnen, dass New Wave als Nachfolgestil von Punk unter anderem ein Projekt der Coolness war – im gewollt scharfen Gegensatz zum «Herz auf der Zunge» der sechziger und siebziger Jahre.

Trotz ihrer veralteten Eighties-Methode schlägt bei White Lies etwas: ein grandios hämmernder Respekt vor der Beinahe-Ausweglosigkeit, die schon die genannten Vor-

bilder besungen haben. Gothic eben. Gotisch bedeutet weder in der Musik noch in der Architektur «katholisch» oder «tief religiös». Sondern: barbarisch. White Lies sind eine Gothic-Band – und dies heisst nicht etwa, selbst barbarisch zu sein, sondern die Welt als Barbarei zu begreifen. Als Schlachtfeld.

Näselnde Jünglingsstimme

Fast nahtlos anschliessend: Pet Shop Boys. Sie verkörpern eine nur wenig spätere Phase der englischen Musikgeschichte: den Synthiepop, später Elektropop genannt. Im Unterschied zu White Lies haben Neil Tennant und Chris Lowe ihren Stil zeitgleich mitgeformt. Vorher gab's immerhin schon Kraftwerk, Suicide, Depeche Mode, Soft Cell und die Frères Eicher mit Grauzone.

Und so denkt sich Pet Shop Boy Neil Tennant seine Songs aus: Von einem elfenbeinernen Schiedsrichterpult auf dem Wimbledon Centre Court herunter späht er nach Pop-Elementen aller Art und füllt darauf ein Skizzenbuch mit Ideen. Die lässt er dann, in grosser Kenntnis der Popkultur und des aktuellsten Popdiskurses, von Synthie-Homie Chris Lowe und externen Beratern anfertigen und ausliefern.

War der Pet-Shop-Sound schon alt, als er erfunden wurde? Nicht doch. Aber heute scheint er von sehr weit her zu kommen. Nur die näselnde Jünglingsstimme von Neil Tennant

wird offenbar nie älter. Diese üppigen, freundlichen, aber ultracleanen Klänge können in Discos höchstens am frühen Morgen punkten – dann, wenn die Nacht so gut wie gelaufen ist und die Illusion vom geglückten Eskapismus am nüchternen Morgenhimmel verglüht, einmal mehr. In jenem Moment allerdings wirken Pet Shop Boys wie Trost und Balsam. Hat Tennant vielleicht doch recht, wenn er «Yes» als Post-Lifestyle-Album beschreibt?

Der dritte Musikschub aus Grossbritannien ist von gänzlich anderer Art. Zwar könnten Neil Tennant und Peter Doherty beide als Dandys durchgehen, aber damit enden schon alle Gemeinsamkeiten. Peter Doherty – neu mit erwachsenem -r – putzt den so hochkarätigen wie bleichnäsigen Sound der White Lies und Pet Shop Boys weg mit einer einzigen Unterarm-Schnäuzbewegung. Unehelicher Erbe der englischen Sixties, fauler Musterschüler von Ray Davies und Lennon/McCartney, Wüstling, Dieb, Lover und Gentleman, hat er tatsächlich ein Soloalbum zustande gebracht.

Die Welt, verpackt in zwei Worte

«Grace/Wastelands» ist die ganze Welt, verpackt in zwei Worte. Das Album demonstriert – Doherty ist hier viel leiser als mit seinen Bands – die Kunst des Beiläufigen als grosse Reverenz vor den Hauptsachen. Unüberlegtes Spielen als grösstmöglicher Ernst. Absoluter Schutz der Kunst gegenüber dem Leben (und damit für das Leben). Und Songs als verschlüsselte Welterklärungen für jene, die weit weg von Theorie und Politik leben. Da zeigt sich Doherty sogar verwandt mit Übersongwritern wie Bonnie Prince Billy oder Bob Dylan.

Vergangenheitspflege kann prickelnd, irritierend und wunderbar neu sein. Doherty hat es mit links geschafft: «Arcady» als paradiesversprechender Schäfersong, «Last of the English Roses» mit Dub-Bässen und «1939 Returning» als gespenstische Erinnerung ans erste Kriegsjahr. Kleine Songs mit grossem Atem.

Es ist nicht mehr die galoppierende Haltlosigkeit der Libertines oder der Drive-by-Rock der Baby Shambles, die hier Charme und Hormone verströmen. Es ist eine unscheinbare, aus dem Ärmel gefallene Kollektion von lange liegengebliebenen Songjuwelen, von denen viele die Leichtigkeit und den Schauer eines früheren Nebenprojekts Dohertys erreichen: von «This Is for Lovers» (2003), dem schönsten Liebeslied des Jahrzehnts.

Zum Schluss eine Voraussage: Der Pete(r) Doherty von «Grace/Wastelands» und der Paul McCartney von «Chaos and Creation in the Backyard» und The Fireman sind dringende Kandidaten für ein Duett.



Die Welt in zwei Worten: Rockmusiker Doherty.

White Lies: To Lose My Life. Universal
Pet Shop Boys: Yes. EMI
Peter Doherty: Grace/Wastelands. EMI

Fast eine Idylle

Ohne Papiere und ohne Aufenthaltserlaubnis ist der illegale Immigrant Mike in einer ländlichen Schreinerei gelandet. Und könnte sich an die neue Situation beinahe gewöhnen. «Doppelpass», Folge 18. Von Charles Lewinsky

Manchmal, und das überraschte ihn, fühlte er sich fast zu Hause. Dann dachte er: Es könnte so bleiben, wie es ist, und es wäre nicht schlecht.

Es war ein angenehmes Gefühl, ein Gefühl, in dem man es sich hätte bequem machen können, wie man es sich in einem warmen Bett bequem macht, aus dem man gar nicht mehr aufstehen möchte. Aber er wehrte sich gegen diese Versuchung. Er hatte noch nicht erreicht, was das Ziel seiner Reise gewesen war. Noch gar nichts hatte er erreicht.

Zu essen und einen Platz zum Schlafen, das reichte nicht aus. Er verdiente kein Geld, oder doch nicht genug, um einen Teil davon nach Hause zu schicken, wo sie doch darauf warteten. Und vor allem: Er konnte die Schulden nicht zurückbezahlen, die er für die Reise gemacht hatte. Die das ganze Dorf für ihn gemacht hatte.

Er hatte sich sein Leben in der Schweiz anders vorgestellt. Nein, nicht vorgestellt. Er träumt. Er hatte ja nichts von dem Land gewusst ausser dem, was Tom in seinen Briefen schrieb und was sie sich danach zurechtgelegt hatten. Dass hier alle Leute reich waren. Dass sie Gesetze hatten, die nicht nur in den Büchern standen, sondern an die sich die Leute auch tatsächlich hielten. Dass einem nichts gestohlen wurde, und wenn doch, konnte man zur Polizei gehen und musste sie nicht bestechen. Dass es hier für alle Arbeit gab.

«Ich muss es nur bis in die Schweiz schaffen», hatte er gedacht, «muss nur Tom Keita finden, meinen Verwandten mit den goldenen Füßen. Er wird mir helfen, und dann wird sich schon alles ergeben. Arbeit, Papiere, Geld. Einfach alles.»

Aber jetzt meldete sich Tom nicht bei ihm, obwohl er unterdessen längst seine neue Adresse haben musste. Susi hatte versprochen, ihn anzurufen, und wenn Susi etwas versprach, dann hielt sie es auch. Da war er sich ganz sicher, auch wenn er sie nicht lang gekannt hatte. In den ersten Tagen hatte er immer wieder aus dem Fenster gesehen, ob nicht Toms Auto vor der Schreinerei vorführe. Jetzt wartete er nicht mehr.



Man durfte sich nichts vormachen. Sein Vetter wollte wohl doch lieber nichts mit ihm zu tun haben. Wollte keine Schwierigkeiten bekommen in diesem fremden Land.

Obwohl ... Tom hatte ihn doch freundlich empfangen, wie das der Brauch ist, wenn jemand aus dem gleichen Dorf kommt und damit aus der gleichen Familie. Hatte ihn bei sich aufgenommen. Aber dann ...

Er würde es eben ohne ihn schaffen müssen. So schwierig konnte das nicht sein. Er hatte es schliesslich auch bis hierher geschafft. Und egal, was Sven, der Hamburger Zimmermann, sagte: Sich übers Meer bis nach Europa durchzuschlagen, war schwieriger, als bequem zu Fuss über Landstrassen zu spazieren. Viel schwieriger.

Er hatte das geschafft. Jetzt durfte er sich nur nicht einbilden, er sei schon angekommen. Durfte sich nicht ausruhen. Sich nicht zu früh zu Hause fühlen, bloss weil die Leute hier nett zu ihm waren. Weil Martin ihn aufgenommen hatte, auf Susis Bitte. Weil auch die anderen in der Schreinerei ... Deswegen war man noch nicht zu Hause.

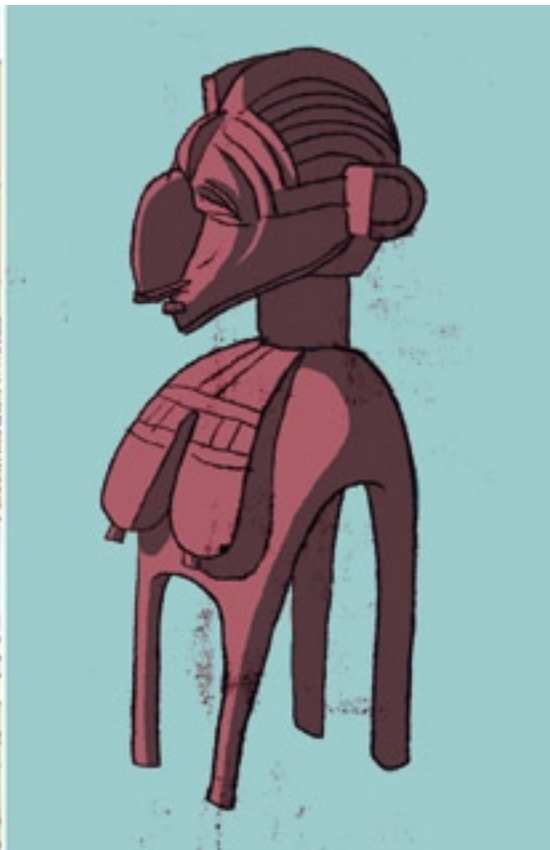
Am besten mochte er den wortkargen Gebi. Das war eine Art Mensch, die er gut kannte. Gebi konnte mit einem Stück Holz umgehen wie mit einem lebendigen Wesen, spürte schon unter der Rinde die Maserung, konnte ihren Verlauf lesen, wie ein erfahrener Jäger Spuren lesen kann, die ein anderer gar nicht erkennt. Zu Hause im Dorf hatte es einen alten Mann gegeben, der aus Eisenholz Masken schnitzte, so wie man sie früher für die Zeremonien gebraucht hatte. Jetzt kam einmal oder zweimal

im Jahr ein Händler vorbei und kaufte sie ab, für den Touristenmarkt in Conakry. Dem Alten hatten sie als Kinder stundenlang bei der Arbeit zugesehen, und er hatte ihnen erklärt, dass das Gesicht der Maske im Holz immer schon drin sei, man müsse es nur herausholen und befreien. Gebi hätte sich gut mit ihm verstanden.

Auch mit Hansueli, der zu allem eine Meinung hatte und, wie Martin einmal sagte, von nichts eine Ahnung, kam er nach anfänglichen Schwierigkeiten ganz gut zurecht. Man musste ihm nicht zuhören, wenn man nicht wollte, ihm ging es ums Reden, nicht ums Gehörtwerden. Wenn Hansueli eine Frage stellte, das hatte er lernen müssen, dann wollte der keine Antwort haben, sondern gab sie lieber gleich selber, hatte ein Thema nur angeschnitten, um seine neueste Theorie zu verkünden, wie man Fussballmeister würde oder wie die Politiker das Bankgeheimnis retten könnten, wenn sie ihn nur fragen wollten. Wenn man ab und zu nickte oder «Tatsächlich?» sagte, war er schon zufrieden. Solange er dozieren konnte, lief ihm auch die Arbeit gut, als ob sein Mund und seine Hände auf geheimnisvolle Weise miteinander verbunden wären.

Am Anfang hatte Mike die ganze Zeit nur in der Schreinerei verbracht, hatte dort gegessen, geschlafen und – nachdem er sich als nicht ganz ungeschickt erwiesen hatte – auch gearbeitet. Wenn Kunden kamen, verdrückte er sich unauffällig. Martin sollte wegen ihm keine Schwierigkeiten haben.

Aber dann, als ob das ganz selbstverständlich wäre, hatten Sven und Hansueli ihn eines



Abends mitgenommen. Sie waren in ein Lokal gegangen, wo die Leute laut aufeinander einredeten, was hier aber keinen Streit bedeutete, sondern gute Laune. Sie hatten Bier getrunken, das ihm schnell in den Kopf stieg.

Es schien ihn niemand zu bemerken. Zumindest starteten sie ihn nicht neugierig an. Es war nicht, als ob er unsichtbar wäre, sondern als ob man ihn schon lange kannte und es deshalb keinen Grund gebe, ihn besonders zu beachten. Nur einmal war ein Mann an ihren Tisch gekommen und hatte gesagt: «Das ist jetzt also euer Gast?»

«Ja», hatte Hansueli geantwortet. «Das ist Mike.»

«Grüss dich, Mike», hatte der Mann gesagt. «Ich habe schon eine Menge von dir erzählen hören.»

Und war einfach wieder weitergegangen, an einen anderen Tisch, und hatte dann noch lange dort gesessen und Karten gespielt.

Hansueli hatte die nächste Runde Bier bestellt und dann ein Sprichwort erklärt, von dem er sagte, dass man es kennen müsse, um die Schweiz zu verstehen. «Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss» hiess das Sprichwort.

Der Ort hier war klein, erklärte ihm Martin am nächsten Tag, und natürlich sprachen sich die Dinge herum. «In so einem Ort kann man nichts verstecken. Nicht dass die Leute neugieriger wären als anderswo, aber wo wenig los ist, bespricht man das Wenige, das es zu besprechen gibt, umso gründlicher.» Und nein, er müsse keine Probleme befürchten, beruhigte er ihn, offiziell sei er nur zu Besuch, und

ihn nach Pass und Visum zu fragen, das würde nur Umstände bedeuten, ohne dass irgendjemand etwas davon hätte. Und er liege ja niemandem auf der Tasche. Solange er also nicht die Schreinerei anzünde oder unter ein Auto komme, würde sich niemand gross um ihn kümmern. Nicht für ewig natürlich, aber doch für die nächste Zeit.

Und am nächsten Tag hatte Martin gesagt: «Ab sofort werde ich dir einen kleinen Lohn bezahlen. Du stellst dich ja nicht dumm an in der Werkstatt.»

Er fing an, kleine Spaziergänge zu machen, meistens nach der Arbeit. Die Sonne ging dann zwar immer schon unter, aber am Wochenende würden sie die Zeit umstellen, hatte ihm Hansueli erklärt, und dann bleibe es an den Abenden wieder länger hell. Im Dorf nickten ihm die Leute zu wie einem Bekannten. Nur die Kinder schauten ihm nach. Einmal, als er, auf einem Mäuerchen sitzend, die letzten Sonnenstrahlen des Tages genoss, blieb ein kleines Mädchen vor ihm stehen und fuhr ihm mit dem Finger über die Hand, wie um zu überprüfen, ob die Farbe auch echt sei. Ihre Mutter zog es dann weg und sagte etwas Entschuldigendes.

Auf dem Platz vor der Kirche gab es eine Telefonkabine, und nach einigen Anläufen meinte er auch den Computer verstanden zu haben, mit dem man nach Telefonnummern suchen konnte. Er gab den Namen und die Adresse von Tom Keita ein, sorgfältig Buchstabe für Buchstabe, so wie sie auf dem Zettel aus seinem Brustbeutel standen. Aber das Gerät schien seinen Vetter nicht zu kennen.

Zuerst meinte er, er habe etwas falsch gemacht, aber am nächsten Tag versuchte es Sven für ihn und bekam auch keine Auskunft. «Wenn das wirklich so ein berühmter Fussballspieler ist», sagte er, «dann hat der bestimmt eine Nummer, die in keinem Verzeichnis steht.» Mike konnte das nicht verstehen. Gerade bei berühmten Leuten gab es doch bestimmt viele, die sie anrufen wollten.

«Kommt er aus demselben Land wie du?», fragte Sven.

Mike nickte nur. Dabei hätte er gern erzählt, dass er mit Tom Keita schon als Junge Fussball gespielt hatte. Mit einem zusammengeschnürten Bündel Lumpen als Ball, weil niemand einen richtigen besass. Aber er hatte gelernt, dass die Leute ihm das nicht glaubten.

«Schreib ihm doch einen Brief», sagte Sven. «Die Adresse hast du ja. Obwohl ich wirklich nicht verstehe, warum manche Leute so ein Theater machen, nur wegen eines Autogramms.»

Er schrieb den Brief an einem Sonntag. Er brauchte den ganzen Tag dafür, denn im Schreiben war er nicht sehr geübt. Martin hatte ihm erlaubt, sein Büro zu benutzen. Wenn man an dem Schreibtisch mit den vielen Papieren sass, kam man sich vor wie ein bedeutender Mann. Wie jemand, der wichtige Geschäfte hat.

«Lieber Vetter», schrieb er, «wenn mein Besuch dir unangenehm ist, dann kann ich das verstehen, und ich will dir auch nicht zur Last fallen. Nur sag es mir bitte, damit ich weiss, dass ich bei anderen Leuten Hilfe suchen muss.»

Mir geht es gut, und ich habe sogar schon viele Worte von der Sprache gelernt, die man hier spricht. Sie lachen, wenn ich es probiere, aber es ist ein freundliches Lachen, wie wenn man einem Kind Mut machen will.

Ich bin auch kein Marabu mehr, weil ich jetzt nicht mehr immer diesen langen Mantel an habe, sondern eine Jacke, die mir Martin geschenkt hat. Sie sind hier sehr nett zu mir, aber es sind doch fremde Leute.

Wenn du mir einen Brief schickst, dann schreib: «Für Mike». So nennen sie mich. Mich stört das nicht. Meinen richtigen Namen könnten sie ja doch nicht aussprechen.»

Hinten auf den Umschlag schrieb er noch einmal gross die Adresse der Schreinerei. Vielleicht hatte Tom sie ja nicht richtig notiert. Oder er hatte den Zettel verloren. Wenn man so viel zu tun hatte wie er, passierte so etwas schon einmal.

Im Dorfladen verkauften sie auch Briefmarken. «A-Post oder B-Post?», fragte die Verkäuferin, und als er die Frage nicht verstand, lachte sie und sagte: «Nehmen wir A-Post. Dann bekommen Sie schneller eine Antwort.»

Am Tag, als der Unfall passierte, wartete er immer noch darauf.

Folge 19 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

«Dreihundert Gäste sind wenig»

Die Praxisassistentin Burçak Tuna, 19, und der Informatiker Ufuk Karaca, 23, heiraten im Juni dieses Jahres.

Burçak: Für mich war immer klar, dass ich einen Mann aus meinem Kulturkreis will. Vieles verstehen beide ohne Anstrengung. Zum Beispiel, dass die Heirat ein Neubeginn ist, zu dem erstmalige Erfahrungen gehören. Zusammen leben, im selben Bett liegen, gemeinsam frühstücken: Das ist alles neu und nur für uns. Die Vorfreude ist gross.

Ufuk: Als ich Burçak zum ersten Mal sah, war sie vierzehn und ich siebzehn. Sie kam strahlend auf mich zu, die offenen Haare wehten im Wind. Es war wie in einem Film: Liebe auf den ersten Blick. Bald merkte ich, dass sie eine Persönlichkeit ist. Sie kann halbstarrig sein, und wenn ihr etwas nicht passte, meldete sie sich eine Woche lang nicht. Natürlich geschieht es in der Hochzeitsnacht für beide zum ersten Mal. Burçak sagte mir früh, dass sie von mir auch in dieser Hinsicht das Gleiche erwarte wie ich von ihr: Enthaltbarkeit. So gesehen, führen wir wohl eine emanzipierte Partnerschaft.

Burçak: Ich wählte ihn aus, nicht umgekehrt. Ich sah ihn zum ersten Mal auf einem Föteli bei Ufuks Cousine und sagte: «Der gefällt mir aber. Der ist hübsch.» Sie fragte mich, ob ich Ufuk kennenlernen möchte, und ich sagte: «Ja.» Mein zukünftiger Mann sieht mich nicht als Dienerin, das habe ich früh geklärt. Bei einem Besuch fragte ich ihn beiläufig, ob er meiner Mutter beim Abwaschen helfen würde, er hat das wie selbstverständlich gemacht, und so nehme ich an, dass er manchmal auch die gemeinsame Wohnung staubsaugen wird.

Ufuk: Wir möchten bald Kinder, und für mich ist es selbstverständlich, dass ich für die Familie Sorge und arbeiten gehe.

Burçak: Ich werde dann nicht mehr berufstätig sein. Ich finde es wichtig, dass die Kinder eine einzige Bezugsperson haben, die in allen Fragen Ansprechpartner ist. So wird eine gute Erziehung mit einer klaren Linie gewährleistet.

Ufuk: Verbieten würde ich meiner Frau nie etwas. Dazu bin ich nicht der Typ.

Burçak: Das ist auch nicht nötig. Wir teilen dieselben Ansichten: Ich würde nie mit meinen Kolleginnen spätnachts aus dem Ausgang zurückkehren oder in einem Minirock durch die Gegend laufen. Ich bin zwar religiös, stamme aber aus einer liberalen Familie, in der



«Wir hielten nie Händchen»: Brautpaar Karaca und Tuna.

Mutter und Vater arbeiteten und sich die übrigen Aufgaben teilten. Manche türkische Eltern würden es ihren Töchtern nicht erlauben, dass sie ein paar Jahre lang mit einem Mann befreundet sind, bevor geheiratet wird. Es könnte zwischendurch einiges geschehen, und wenn der Freund sich aus dem Staub macht oder es sonst zu einem Bruch kommt, steht die Frau blöd da, weil keiner mehr etwas von ihr wissen will. Ufuk und ich durften zwar gemeinsam weg. Aber meine Mutter sagte immer: «Burçak, pass auch auf, wie du dich in der Öffentlichkeit verhältst.» Darum hielten wir nie Händchen oder so. Die Eltern vertrauten mir und vor allem auch Ufuk.

Ufuk: Ich behandle Burçak bis zu unserer Hochzeit mit der gleichen Liebe, aber auch mit der gleichen Distanz, wie ich eine Schwester behandeln würde. Ich bedränge sie nicht und mache ihr keine Avancen.

Burçak: Das ist eine Frage des Respekts.

Ufuk: Meine Eltern wollten, dass wir später heiraten. Ich bezog klipp und klar Stellung:

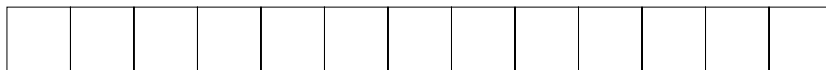
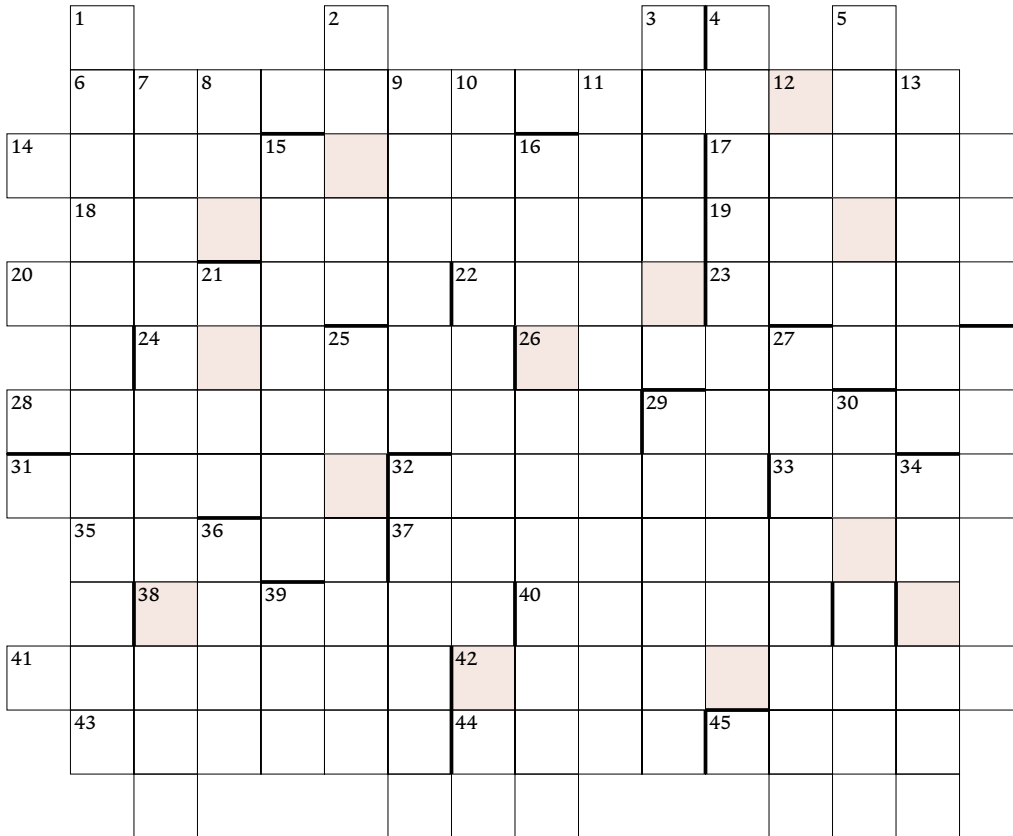
«Ich will Burçak, und zwar jetzt.» Wir reisten bereits in die Türkei, um Möbel und Teppiche zu kaufen, auch der ganze übrige Hausrat ist nigelngelneu und lagert verpackt in der Wohnung, die wir nach der Hochzeit gemeinsam beziehen werden. Auch das Fest bezahlen wir selbst.

Burçak: Glücklicherweise leben alle meine Verwandten in der Türkei und können nicht anreisen. So müssen wir nur dreihundert Personen bewirten. Es gibt keinen Dreigänger oder solche Dinge. Wir haben eine riesige Halle gemietet. Alle bekommen eine Mahlzeit, und die nichtalkoholischen Getränke sind auch inbegriffen.

Ufuk: Ein Orchester spielt auf. Wir fahren in einer Stretchlimousine vor. Am nächsten Tag fliegen wir dann in die Türkei in die Flitterwochen.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.

Limousinen: www.stretch.ch



Lösungswort — Die richtige Richtung beim Timing

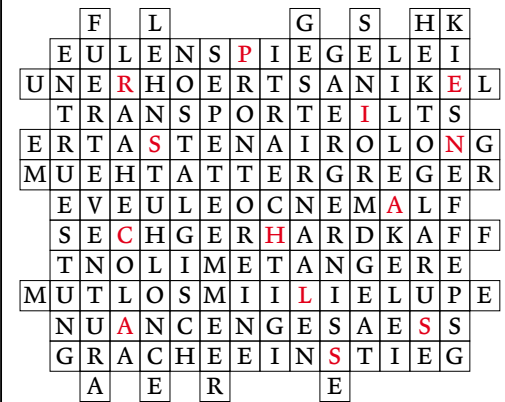
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 6 Expansion Richtung Orient mit Eiern und Hase. 14 Treicheln passieren mit Courage zwischen Aargau und Zürich. 17 Erfinder der Rundtischgespräche. 18 Dabei wird Gummi anzüglich. 19 Die gewöhnliche wiegt 28,349523125 Gramm. 20 Was Artemisia dem Hund befiehlt. 22 Dort ist alles gut. 23 Im Bienenstock findet der Imker seine süsse. 24 Er fügt Nichtsnutze zusammen. 26 Ein Umlaut zwischen Erbfaktoren kann ausreichen. 28 Unüberlegt bleibt man im Schatten. 29 Schlaumensch in der früheren Verwaltung. 31 Guschti hat noch keine Kalbereien gemacht. 32 Kleine liegen auf der Mauerlauer. 33 Darin kommt in Japan Reis in(s) Rollen (v. h.). 35 Nichtiger Ismus. 37 Staatliche DDR-Nachwuchsförderung mit Kreditsystem. 38 Musikalischer Stich- und Warenprobemix. 40 Die Slalomkünstlerin war nie mit Grünen auf dem Blauen. 41 Ohne Hengste wäre es allerdings völlig unzüchtig. 42 Es ist anzunehmen, dass die meisten Jasser damit keinen Stich machen. 43 Dieser Multi hat nicht nur einen Vogel. 44 Mit Dusel hatte ihre Kunst nur scheinbar zu tun. 45 Ein scharfer Österreicher.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Trotz ihrer Ehe mit Arnie ist Maria Shriver keine davon. 2 Hundert Quadratmeter Tschechenketzer in Dänemark. 3 Was die Lehre mathematisch mischt. 4 Ist kantonsmässig aus Baugründen geschüttelt. 5 Führt auch bei Fahrausweisen zu schlimmen Erscheinungen beim Fahrer. 7 Kaugummi ist diesem Fisch eindeutig zu weich. 8 Bringt Welschen ferne Visionen in die Stube. 9 Eine Art langezogener Ort am Walensee. 10 Sturmfreie Zeit für Mami und Papi? 11 Subjektiv mit Hang zur Färbung. 12 Nischenprodukt. 13 Waren können gut nicht steigern. 15 Pfulminantes Accessoire in helvetischen Betten. 16 Rauchern kommt dabei Tabak in den Sinn. 21 Vertrauen ist der Stolz von Franzosen. 25 Dummkopf mit Ruderfüssen. 27 Das seltsame Wesen des Keimzellen-DNS-Abschnitts. 29 Ein gepfeffertes Franzosenkraut. 30 Adrians Opel kommt aus dieser Stadt (v. h.). 32 Hansjörg durfte keiner des Bundesratsamtes sein. 34 Italienischer Fluss zum Spreitenbacher Shoppi. 36 Ist von zentraler Bedeutung in Ricolos Werbeslogan. 39 Tut Angsthasenfüssen gut.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 109



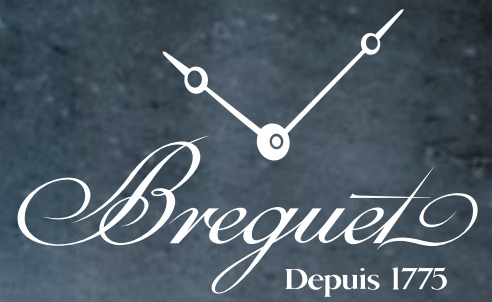
Waagrecht — 7 EULENSPIEGELEI (eigentlich «Schelmenstreich») 12 UNERHOERT 15 SANIKEL (Doldenblütler in «las kein», «Elanski» und «als Knie») 17 TRANSPORT (Tran-Sport) 18 EILTS (Dieter ..., dt. Fussballtrainer) 19 ERTASTEN 20 AIROLONG (ergibt Longoria; Eva, US-Schauspielerin) 22 MUEH («mit ... und Not») 23 TATTER (...greis) 24 GREGER (Max ..., dt. Bandleader) 26 VEULE (= frz. energielos, in «veulent» = frz. sie wollen) 28 OCNEMALF (Flamenco) 31 SECH (= Pflugmesser, Abk. f. Sekans Hyperbolicus) 33 GERHARD (= Speerstarker; ... Polt, dt. Kabarettist) 36 KAFF (= Spreu/kleines Dorf, in «Kaffee») 37 NOLIMETANGERE (= lat. «rühr mich nicht an» = Grosses Springkraut) 38 MUTLOS («Mutter Courage») 40 MII (= röm. 1002 x 2 + 5 = 2009)

Senkrecht — 1 FUERTEVENTURA (Lino Ventura, frz. Schauspieler † 1987; fuerte = span. stark) 2 LEHNSTUHL 3 GESTIRN («Kölner Drei...») 4 SENIOR 5 HEKTO (...pascal, Einheit des Luftdrucks) 6 KIES (= ugspr. Geld) 7 ENTRUESTUNG 8 NOSTALGISCH 9 SEPET (Vlad Tepes «der Pfähler», histor. Vorbild der Dracula-Figur) 10 PRONTO (= span. bald/ital. bereit) 11 LILLE (von l'île = frz. die Insel) 13 RAAHE (finn Stadt) 14 TRAECHTIG (nieder...) 16 AERGERNISSE (Nisse = skand. Kobold) 21 NEFFE 25 GLARUS (Stadt mit Steinbock im Wappen) 27 EEMMEER 29 MDG (Abk. f. Magendarmgrippe) 30 AKELEI (genannt «Schlotterhose», in «Makel einer») 32 COLA (J. S. Pemberton, Cola-Erfinder, † 1888) 34 REINE (= frz. Königin) 35 AALEN (dt. Stadt; Dativ Plural v. «Aale») 39 ONCE (= engl. einst/span. elf/frz. Unze) 42 EAT (= engl. essen; Autokz. Tansania) 43 PSG (Paris Saint-Germain FC, frz. Fussballclub)

Lösungswort — **PREISNACHLASS**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



Breguet
Depuis 1775

Er zog die wunderbarste
flache Uhr heraus, die Breguet
je gemacht hatte. "Ach, erst elf Uhr,
ich bin früh aufgestanden."

Honoré de Balzac, "Eugénie Grandet", 1833



Classique - Automatik, Extraflach - 5157BB

www.breguet.com

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90
PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL